

Österreichisch-Ungarische Revue.

Jahrgang XII.

1897. 1897.

Herausgegeben und redigiert

von

A. Mayer-Wyde.

22. Band, 1. Heft. –6

Wien.

Verlag der Österreichisch-Ungarischen Revue.

XVIII., Hans Sachs (vorm. Wildenmann)-Gasse 6.

Generaldebit für den ausländischen Buchhandel bei **Wilhelm Braumüller,** k. und k. Hof- und Universitätsbuchhändler, Wien und Leipzig.

Inhalt.

Österreichisch-Ungarische Revue.

Monatsschrift für die gesammten Culturinteressen der Monarchie, insbesondere für Verwaltung und Justiz, Cultus und Unterricht, Finanz- und Heerwesen, Gesellschaftspolitik und Hygiene, Bodenproduction und Industrie, Handel und Verkehr, Geschichte und Biographie, Länder- und Völkerkunde, Philosophie und Naturwissenschaft, Literatur und Kunst.

Die **Österreichisch-Ungarische Revue** bildet die neue Folge der **Österreichischen Revue** und hat sich gleich ihrem Vorwerke die Aufgabe gestellt, die lebendigen Traditionen der Monarchie fortzupflanzen und über das in seiner Mannigfaltigkeit reiche Culturleben Österreich-Ungarns sowie über die neue Epoche seiner Entwicklung aus unzweifelhaften Quellen Aufschluss zu geben. Unter der Rubrik „Österreichisch-Ungarische Dichterhalle“ bietet sie als Beigabe erlesene Proben der heimischen Dichtkunst unserer Tage.

Inhaltsverzeichnis und Probehefte der **Österreichischen Revue**, ferner Inhaltsverzeichnisse der ersten fünf Jahrgänge und Probehefte der **Österreichisch-Ungarischen Revue** sind durch den Verlag der **Österreichisch-Ungarischen Revue** zu beziehen.

Abonnements nehmen sämmtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, desgleichen die k. k. österr. und die k. ungar. Postanstalten, endlich der Verlag der **Österreichisch-Ungarischen Revue**, Wien, XVIII., Hans Sachs (vorm. Wildenmann)-Gasse 6, entgegen.

Die **Österreichisch-Ungarische Revue** erscheint in Monatsheften von durchschnittlich fünf Bogen Groß-Octav. Je sechs Hefte bilden einen Band. Der Pränumerationspreis inclusive Postversendung beträgt für

Österreich-Ungarn:

ganzjährig 9 fl. 60 kr.; halbjährig 4 fl. 80 kr.; vierteljährig 2 fl. 40 kr.

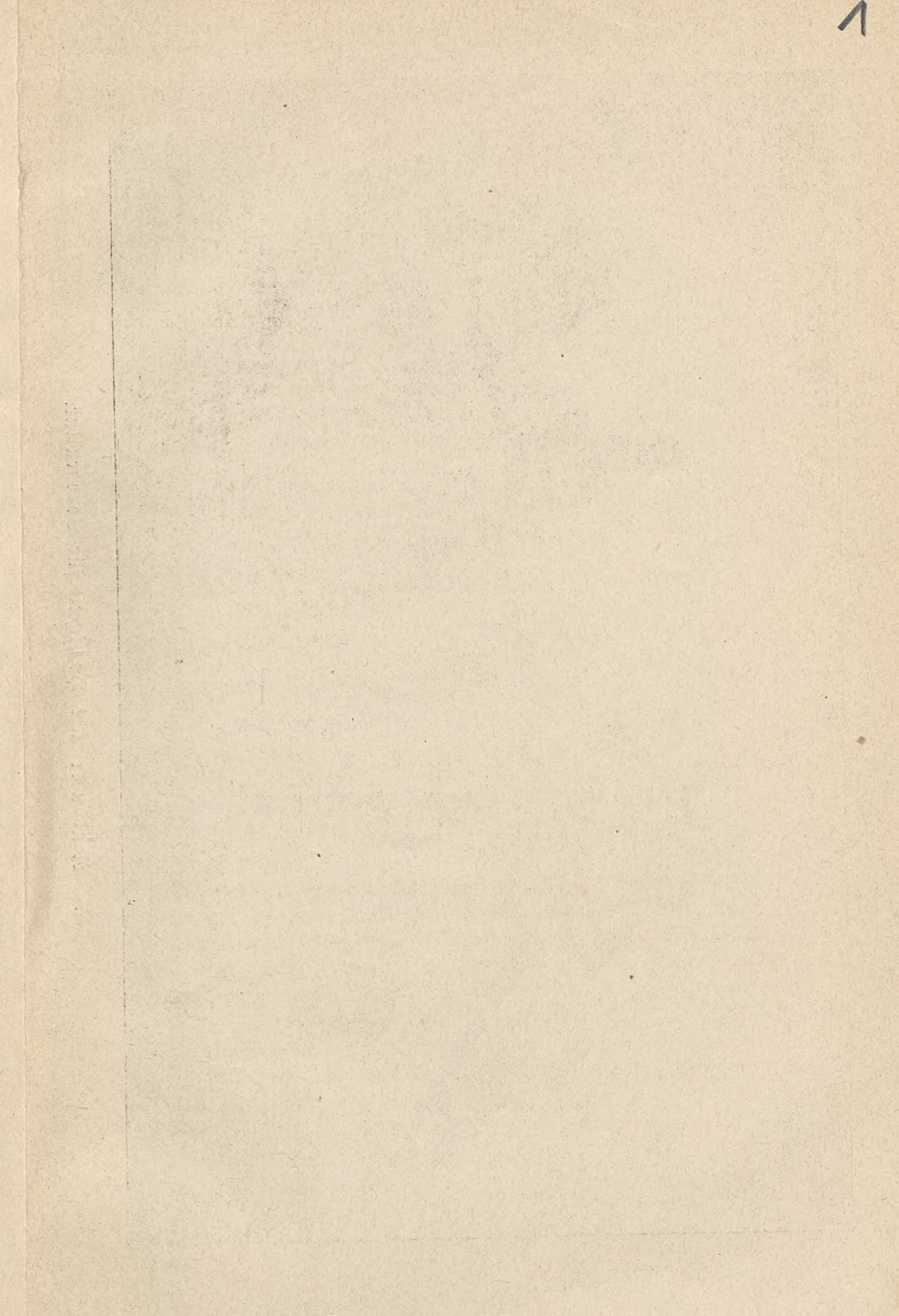
Für die Länder des Weltpostvereines:

ganzjährig 16 **Mark** = 20 **Francs**; halbjährig 8 **Mark** = 10 **Francs**; vierteljährig 4 **Mark** = 5 **Francs**.

Für das übrige Ausland:

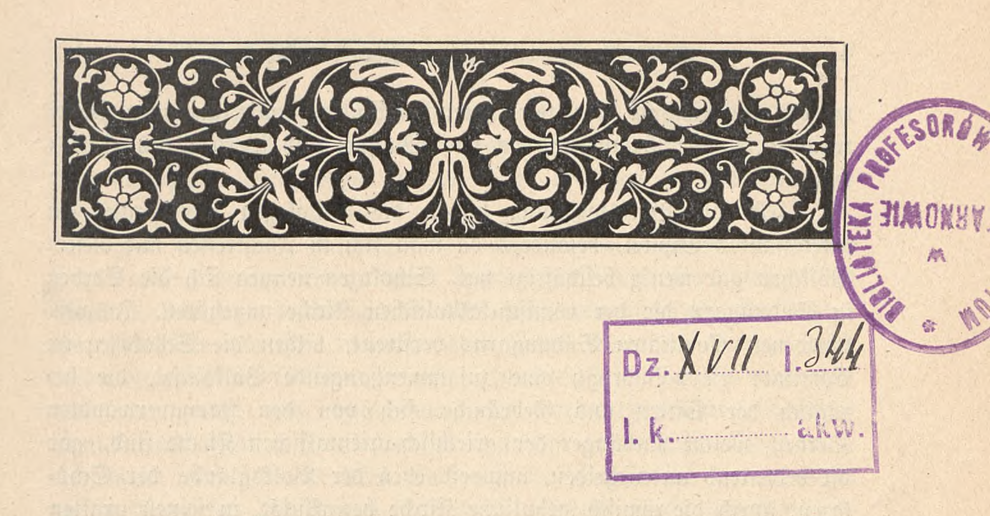
ganzjähr. 25 **Francs** = 20 **Schilling**; halbjähr. 13 **Francs** = 10 **Schilling 4 Pence**.

Das einzelne Heft kostet für Österreich-Ungarn 1 fl.; für das Ausland 2 **Mark** = 2·50 **Francs**.


1



Der Neubau der k. k. Hochschule für Bodencultur.



Aus dem inneren Leben der Schokazen.

Budapest. Von Dr. Heinrich v. Wlislocki.

Es ist merkwürdig, dass geographischer und ethnographischer Entdeckungseifer von Ungarn sich nicht mehr angezogen fühlt, dessen Landschaften dem Wanderer höchst eigenthümliche Ansichten, kräftige Umrisse, mannigfaltig reiche Farbenmischung in der Natur sowohl als im Menschenleben bieten. Von verschiedenen Völkerschaften besiedelt, bietet das Land dem Volksforscher ein wunderbares Kaleidoskop des bunt durcheinandergewürfelten Volksglaubens, an dem Überbleibsel uralter religiöser Elemente haften. Doch nicht allein der Reiz phantastischer Erinnerung sollte uns hinziehen zu solchen Überbleibseln aus alten Tagen im Leben und in den Sitten des Volkes; tiefer und bedeutungsvoller Ernst spricht aus ihnen, und gewiss ist es eine nationale Aufgabe, alle solche Denkmale in Sitten und Gebräuchen ebenso zu studieren wie die steinernen Bauten und die alten Pergamente, denn nur das tiefe, warme und lebendige Verständnis der Vergangenheit lässt die Gegenwart mit ganzer bewusster Kraft und Klarheit erfassen und mit freier Sicherheit den Blick in die Zukunft richten. Wie die ersten Eindrücke der frühen Kindheit fest und unauslöschlich in der Menschenseele haften, wie des Kindes Fühlen und Denken immer wieder zum Ausdrucke kommt in dem Ringen der männlichen Kraft, so taucht auch im Leben der Völker immer wieder und wieder hervor, was das Denken und Streben der vergangenen Generationen erfüllte. Und wie der einzelne Mensch die Erinnerung seiner Jugend heilig hält, so sollen auch die Nationen sich versenken

in das Verständnis der vor ihnen strebenden und ringenden Generationen, in die Erinnerung an das Wachsen und Werden des Volkslebens.

Für die Volksforschung bilden die Schokazen in Ungarn ein interessantes Capitel, besonders da man sich in Fachkreisen mit diesem Völkchen gar wenig beschäftigt hat. Schokazen nennen sich die Serben in Südungarn, die der römisch-katholischen Kirche angehören. In verschiedenen Comitaten Südungarns verstreut, bilden die Schokazen im Comitate Bács-Bodrogh eine zusammenhangende Volksinsel, die bezüglich der Sitten und Gebräuche sich von den stammverwandten Serben, welche Anhänger der griechisch-orientalischen Kirche sind, gar oft bedeutend unterscheiden, insoweit eben der Volksglaube der Schokazen, durch die römisch-katholische Kirche beeinflusst, in seinen uralten slavischen Elementen dem Äußeren nach eine abgeänderte Form zeigt, wenn auch der Kern mit dem der Serben griechisch-orientalischen Glaubens gemeinsam ist.

Am südlichen Rande des Comitates Bács-Bodrogh ziehen sich in der Nähe der Donausümpfe die Dörfer Santova, Bereg, Monostorszeg, Sonta, Vajska, Bogyan, Plavna und Bács hin, die alle von Schokazen bevölkert sind. Alle acht Ortschaften hatten ursprünglich eine magyarische Bevölkerung. Sonta wird in Urkunden schon 1206 als „villa Zund" erwähnt und gelangte 1382 in den Besitz des Nonnenklosters zu Alt-Ofen. Im Jahre 1520 wird diese Ortschaft unter dem Namen „Sond" als die angesehenste Gemeinde der Gegend erwähnt. Der Ortschaft Bács wird in den Urkunden des 12. Jahrhundertes als „villa civitas-oppidum" und als eines der Hauptplätze des Comitates häufig gedacht; die Ortschaft hatte auch eine Veste, die 1338 bis 1342 erbaut worden war. Vajska war 1412 Besitzthum des Erzbischofs von Kalocsa. Die übrigen Ortschaften werden in den Urkunden jener Zeit ebenfalls oft erwähnt. Alle hatten auch nach dem Einfalle der Tataren eine rein magyarische Bevölkerung, während die slavische Bevölkerung dieses Comitates von Csurog bis hin nach Petrovoszelo nur sieben Dörfer innehatte. Der Bauernaufstand und die häufigen Einfälle der Türken richteten das Magyarenthum der Gegend zugrunde, so dass nach der Rückeroberung Ofens die Bevölkerung schon ganz slavisch war. Nach der Schlacht am Amselfelde und besonders im 15. und 16. Jahrhunderte ließen sich zahlreiche Flüchtlinge aus Serbien dort nieder. Diese Einwanderung der Serben dauerte bis 1690, in welchem Jahre Arsen Černovič 39.000 serbische

Familien griechisch-orientalischen Glaubens in jenen Gegenden ansiedelte. Zu Ende des 17. Jahrhundertes wanderten die Schokazen in die oben erwähnten Ortschaften ein, die ganz und gar verödet und entvölkert waren.

Hier fanden die Schokazen vor mehr als 200 Jahren eine neue Heimat. So mancher Sturm zwar brauste zerstörend über diese stillen Sitze, die fern vom trübseligen Staube ausgetretener Heerstraßen lagen, aber stets kam eine Zeit, wo ein neues Leben, eine neue Energie auch dies weltverlassene Völkchen beseelte. In den Sitten und Gebräuchen desselben spricht sich nicht nur sein ureigenthümliches slavisches Denken und Fühlen, sein Charakter auf eine urwüchsige Weise aus, die Natur selbst, in der dies Volk athmet, spiegelt sich getreu darin ab, der Charakter des Landes, in dem es lebt, die Farbe des Himmels, der auf sein Wirken und Walten, sein Lieben und Leiden herniederschaut, die Beschaffenheit des Klimas, das auf die menschliche Natur stets einen gewissen Einfluss ausübt, der oft genug zur Herrschaft wird: dies alles drückt dem Volksleben der Schokazen einen besonderen Stempel auf.

Wenn auch die Dörfer der benachbarten griechisch-orientalischen Serben volkreicher sind als die der Schokazen, so machen doch diese durch die gefällige Bauart der reinlichen Häuser den wohlthuendsten Eindruck auf den Reisenden und bringen ihm gewiss die beste Meinung von dem Fleiße und der Betriebsamkeit des Schokazen bei. Die Häuser sind gewöhnlich aus Ziegeln erbaut, die von außen und innen mit einer dicken Schicht Lehm oder Mörtel beworfen und dann mit Kalk übertüncht werden. Eine der Straße zugekehrte Vorderstube und eine Hinterstube, zwischen beiden eine Küche und eine Vorrathskammer bilden die Bestandtheile des Hauses, an dessen einer Langseite gewöhnlich eine offene Gallerie angebracht erscheint. Auch bei den Schokazen findet sich die südslavische „Hausgemeinschaft" (zadruga) in ihren letzten Resten vor. Vor Jahren stand die uralte slavische Institution der Hausgemeinschaft bei den Schokazen in voller Blüte. Die Familie, wie viel Söhne sie immer hatte, lebte unter einem Dache in Gütergemeinschaft, und nur die Töchter heirateten aus der Familie hinaus. Diese patriarchalische Einrichtung ist gegenwärtig auch bei den Schokazen im Verschwinden begriffen, obzwar sie in den einzelnen Dörfern der Bácskaer Schokazen noch immer zahlreich genug vorzufinden ist. So ist z. B. in der Ortschaft Sonta die Hausgemeinschaft der Familie Vidaković-Prak die größte und zählt 37 Mitglieder, die alle unter einem Dache in Gütergemeinschaft leben.

Einige Bettgestelle und Bänke, ein Tisch und ein gewöhnlich reich verzierter primitiver Hausaltar bilden die Einrichtung der Vorderstube, während die hintere Stube eine wahre Vorrathskammer von allen erdenklichen Haus- und Hofgeräthschaften bildet. Eben durch die uralte Einrichtung der Hausgemeinschaft ist dem Schokazen sein Heim lieb und theuer. Das, wenn auch beschränkte Leben im Elternhause bringt ihm doch das unschätzbare Glück der Empfindung der Heimlichkeit. Selten verläſst der Schokaze sein Heimatsdorf, um in der Fremde sein Brot zu suchen. Und diese Liebe zur Familie und zur engeren Heimat findet, wie gesagt, ihren Entstehungsgrund in der Hausgemeinschaft, die zwar gegenwärtig in ihren letzten Zügen liegt, immerhin aber auf die Erziehung der Kinder bedeutenden Einfluſs ausübt. Es ist, als ob diese Einrichtung die Mutterliebe zu ihrer schönsten Blüte entfalten würde. Bevor noch der junge Erdenbürger das Licht der Welt erblickt, wird für ihn gesorgt. Von den zahlreichen Ansichten, Meinungen, Gebräuchen und Sitten der Schokazen, die sich auf Schwangerschaft und Geburt beziehen, wollen wir nur einige, für die Volkskunde wesentliche hervorheben, und zwar müssen wir dies umsomehr thun, als ja auch diese Anschauungen, Sitten und Gebräuche der Schokazen sowie eines jeden anderen Volkes sich auf uralte religiöse Gebräuche zurückführen lassen. Althergebrachte Familiensitte und Brauch haben auch bei den Schokazen seit Jahrhunderten einen schweren Kampf mit Kirche und Staat geführt, und nur hie und dort ragen noch bei ihnen Trümmer einer verschollenen naiven Zeit in unser altkluges Jahrhundert hinein. Und selbst dem Volke ist inzwischen das Verständnis für ihre Bedeutung abhanden gekommen; es weiß nichts mehr von der tiefen Symbolik, welche all den Sitten und Gebräuchen zugrunde liegt, und beurtheilt dieselben bloß nach dem äußeren Scheine; für die Volkskunde sind sie aber wichtige Beiträge, die uns abermals den Beweis liefern, daſs gerade auf diesem Gebiete des Volkslebens Ansichten, Aberglauben und Gebräuche zu finden sind, die im Laufe der Jahrhunderte, vielleicht Jahrtausende trotz mancher Veränderung doch ihrem Grundwesen nach stets Gemeingut der ganzen Menschheit gewesen sind und nicht das ausschließliche Eigenthum dieser oder jener Nation bilden.

Eine Schwangere darf sich im Bette nicht kämmen, denn ihr Kind wird ein kurzes Leben haben. Während der Schwangerschaft der Hausfrau darf man kein Werkzeug in der Stube schärfen; sonst gebärt die Frau schwer. Beim Eintritte der Geburtswehen werden alle Knoten

am Gewande des Weibes gelöst. Wenn die Schwangere gewöhnlich im rechten Beine Schmerz fühlt, so wird sie einen Sohn gebären. Will sie erfahren, ob sie einem Knaben oder einem Mädchen das Leben schenken werde, so taucht sie in den ersten neun Wochen ihrer Schwangerschaft irgendwann um Mitternacht eine Silbermünze in Weihwasser, legt diese dann auf ihre rechte große Zehe, und den Fuß emporhebend, schleudert sie dieselbe hinweg; fällt die Münze nun ihr zur Rechten, so wird sie einen Knaben gebären; rollt jene aber nach links, so schenkt sie einem Mädchen das Leben. Man glaubt, dass die Schwangere einen Sohn zu erhoffen habe, wenn ihr Bauch weniger gewölbt, sondern mehr spitz ist. Weiber, deren Kinder frühzeitig verstarben, oder die eine unglückliche Geburt mitgemacht, tragen während ihrer Schwangerschaft einen am Gründonnerstag aus Eselsschwanzhaaren geflochtenen Gürtel am bloßen Leibe. Das Hemdchen des zu erwartenden Kindes beginnt man an einem Feier- oder Sonntag zu nähen, damit das Kind sein ganzes Leben hindurch glücklich sei.

Ist das Kind zur Welt gekommen, so theilt die Hebamme das Geschlecht desselben nur den in der Stube befindlichen Personen mit; den auswärts weilenden sagt sie das entgegengesetzte Geschlecht (ist es ein Mädchen z. B., so erklärt sie es für einen Knaben und umgekehrt). Dies thut sie aus dem Grunde, damit das Kind ein langes und glückliches Leben habe. Die Sohle des neugeborenen Kindes berührt der Vater mit seiner Rechten, damit es sein ganzes Leben hindurch auf geradem, ehrlichem Wege wandele. In Bereg und Monostorszeg zog man in früheren Zeiten das Neugeborene durch einen eisernen Reif, damit es stark werde. In das erste Badwasser pflegt man drei glühende Kohlen zu werfen, bevor man es ausgießt. In früheren Zeiten durfte die Kindbetterin, ebenso die Weiber, welche während und unmittelbar nach der Geburt mit ihr in Berührung kamen, bis zur Taufe des Kindes nicht kochen, kneten, waschen, denn sie waren „unrein". Nach der Taufe wurde das Haus gereinigt und mit Weihwasser besprengt.

Beim ersten Säugen hält die Schokazin eine weingefüllte Flasche in der Hand, über ihr Haupt aber hält eine ihrer Verwandten in einem Siebe ein Brot, damit das Kind glücklich und reich werde. Hat die Mutter nicht genügend Milch, dann nimmt sie in ihre Rechte eine mit Wasser gefüllte Flasche, unter die Arme aber je einen Brotlaib und schleicht vor Sonnenaufgang vor das Fenster eines solchen Hauses, in welchem sich ein Säugling befindet; wird nun dieser bei Sonnen-

aufgang gesäugt und sieht es die betreffende Mutter durch das Fenster, so trinkt sie das Wasser in drei Zügen aus, und die Brote in der Richtung der aufgehenden Sonne von sich schleudernd, eilt sie von dannen. Hierdurch erhält sie Milch, die des anderen Weibes aber versiegt. Aus diesem Grunde ist es nicht gut, das Kind in einer Stube zu säugen, deren Fenster nicht verhängt ist. Damit die Mutter reichlich gute Milch habe, kniet sie am ersten Freitag nach Verlassen des Kindbettes in der Morgendämmerung vor einem Strauche nieder und pflückt mit ihrem Munde drei Zweiglein von dem Busche, welche sie kocht, und von deren Wasser sie drei Morgen hindurch auf nüchternen Magen trinkt; am Abende des dritten Tages aber vergräbt sie den Koth ihres Kindes unter diesen Strauch. Bläst jemand vermittelst einer Wolfskehle in den Mund des Kindes, so versiegt die Milch der Mutter für immer. Es gibt böse Leute, welche der säugenden Mutter am Freitag Speisen anbieten, in die sie pulverisierte Haare eines schwarzen Katers gemischt haben; isst die Mutter von einer solchen Speise, so nimmt das Kind ihre Brust nicht mehr, magert ab und stirbt, wenn man den Grund seiner Krankheit nicht beizeiten entdeckt. In dem Falle muss man das Kind in Schaf- oder Kuhmilch baden und auch mit solcher nähren; dann bleibt es am Leben und wird „stark und ausdauernd wie der Wolf".

Gesund und glücklich wird sein ganzes Leben lang dasjenige Kind sein, dessen erste Fußbekleidung man aus Wolfsfell verfertigt, oder wenn man wenigstens ein Stückchen davon in dieselbe einnäht; sanft und fromm wird das Kind, dessen erste Fußbekleidung aus Schaffell verfertigt worden ist. Streicht man an die Sohlen des Kindes, sobald es zu gehen beginnt, ein Messer, mit dem jemand ermordet worden ist, so „steigt alles Schlechte aus dem Kinde in das Messer, und das Kind wird ein sehr guter Mensch". Das Messer soll man dann einigemal in die Erde stechen, derselben gleichsam das aus dem Kinde in das Messer gestiegene Schlechte übergebend.

Eine kinderlose Ehe gilt bei den Schokazen für ein sehr großes Unglück, dem die Eheleute durch alle möglichen Mittel auszuweichen sich bestreben. Die kinderlose Frau hält ein Tuch in ihrem Bette, mit welchem sie zwei Hunde während deren Vermischung berührt hat. Gegen Sterilität ist es gut, bei Neumond in Esels- oder Pferdemilch gekochten Fischlaich zu essen. Ein anderes Mittel besteht im folgenden Vorgehen. Ein Weib, das schon mehrere Kinder geboren hat, sucht einen solchen Stein, der, emporgeworfen, beim Fallen an

einem Apfelbaume hangen geblieben ist. Diesen Stein holt das Weib vom Baume herab, legt ihn in eine Schüssel und gießt in dieselbe zu Neumond Wasser, welches die sterile Frau trinken muss, deren Brauthemd dann das betreffende Weib neun Wochen lang am Leibe trägt.

Betreffs der Kinderlosigkeit müssen wir einen im Volksglauben anderer Völkerschaften selten vorkommenden Zug bei den Schokazen hervorheben. Kinderlosigkeit wird bei ihnen gewöhnlich dem Manne und nicht dem Weibe zur Schuld gelegt. Allgemein verbreitet ist bei den Schokazen der Glaube, dass „böse" Weiber den Mann unfähig zur Ehe machen können; man darf deshalb nicht auf dem Kreuzweg wässern, denn solche Weiber pflegen an diesem Ort in Katzenschädel gelegte Hasenhoden zu vergraben, damit der betreffende Mann kinderlos bleibe. Pulverisierte Hasenhoden mischt die kinderlose Schokazin ihrem Manne in die Fischsuppe. Will die Frau keine Kinder mehr haben, so knetet sie bei ihrem ersten Ausgange aus der Wochenstube einen Teig, wäscht dann ihre teigigen Hände in einem kleinen Fasse ab, das sie zur Kirche trägt, und gießt das teigige Wasser dort an die Kirchenwand.

Nach der Taufe des Kindes nimmt für die Mutter die gewohnte Lebensweise wieder ihren Anfang. Das erste Fest des Kindes, dessen Mittelpunkt es bildet, ist heutzutage nur noch in einigen Ortschaften und auch da nur hie und da im Kreise einiger Familien in Gebrauch. Es ist dies die sogenannte „Haarschur", die Haarschurgevatterschaft, die zu den verbreitetsten ethnologischen Erscheinungen gehört, weil sie eben wie jede künstliche Verwandtschaft regelmäßig einer allgemeinen socialen Organisationsform entspringt. Wo sie bei den Schokazen noch vorfindbar ist, trägt sie deutlich das uralte Gepräge der Adoption an sich, für was sie ja eigentlich bei den Südslaven, ebenso im germanischen und indischen Rechte gilt. Die erste Haarschur wird nur an Knaben vorgenommen und zwar im ersten oder zweiten Lebensjahre. Am bestimmten Tage versammeln sich die Verwandten und Gäste im Hause der Eltern des betreffenden Knaben und werden reichlich bewirtet, wobei der Knabe von seinem „kum" (Pathen, Gevatter) Geschenke erhält, der dann an ihm die erste Haarschur vollzieht. Dass es sich bei der Ceremonie der ersten Haarschur auch bei den Schokazen einigermaßen um eine Adoption handelt, dafür zeugt der Umstand, dass bei ihnen der kum stets einer anderen Hausgemeinschaft angehört, also nicht der des Knaben.

Nach dem Mahle setzt sich der kum vor das Herdfeuer, nimmt den Knaben auf sein linkes Oberbein und schneidet ihm mit einer Schere die Hauptshaare vom Wirbel an drei Stellen kreuzweise ab, die er sofort ins Herdfeuer wirft. Der Kopf des Knaben wird nun mit wohlriechendem Kräuterwasser gewaschen, worauf ihm der kum die Haare vom ganzen Kopfe abschert, die ebenfalls verbrannt werden. Die Haarschur wird unter obigen Ceremonien auch bei den Schokazen nur einmal im Leben vorgenommen. Wenn aber das Kind bis zu seinem siebenten Lebensjahre in schwere Krankheit verfällt, so empfiehlt sich, wie bei den Südslaven gebräuchlich, gleichsam „eine Wiedergeburt, die man auf dem Umwege der Haarschurgodschaft auf kürzestem und billigstem Wege bewerkstelligt". Jedoch wird in diesem Falle die Haarschur nicht vom ersten kum, sondern von einem anderen vollzogen, weil ersterer dazu für untauglich gehalten wird, und niemand wird durch ihn an seinem Knaben die erste Haarschur vornehmen lassen. Es herrscht also auch bei den Schokazen der Glaube, dass mit der ersten Haarschur der kum gleichsam alle noch am Kinde haftende „Unreinlichkeit" entferne und das Kind von nun an Krankheitsfällen weniger ausgesetzt sei. Ist aber der kum dazu nicht geeignet, so wird das Kind noch vor seinem siebenten Lebensjahre krank und stirbt, wenn man an ihm die Haarschur nicht durch einen anderen kum vollziehen läßt.

An die häuslichen Feste Hochzeit, Taufe und Begräbnis knüpften sich bei allen Völkern schon in grauer Vorzeit gewisse Ceremonien, welchen das Volk einen besonderen Wert beilegte, und die sich daher in mehr oder minder verkümmerter oder veränderter Weise zum Theile bis auf unsere Zeit unter dem Landvolke forterhalten haben. Die Hochzeitsgebräuche sind diejenigen, an welchen das Volk überall noch am zähesten hält, und die es sich nicht durch die moderne skeptische Bildung und Mode verkümmern oder nehmen läßt. Die Hochzeit ist daher auch dem Schokazen gewissermaßen das einzige, das höchste Fest im Leben, die eigentliche „hohe Zeit" desselben; darum muss schon die Einladung der Hochzeitsgäste mit einem gewissen umständlichen Ceremoniell erfolgen, dem natürlich überall derselbe Gedanke, dass es sich um ein hohes, von Scherz und Ernst getragenes Fest, um einen hohen Ehrentag für Brautleute und Gäste handle, zugrunde liegt.

Um die Liebe des Burschen zu erringen, mischt die Schokazenmaid in seinen Wein oder Branntwein einige Tropfen solchen Wassers, in welchem sie eine am Georgstage gefangene Eidechse ertränkt hat.

Zu gleichem Zwecke verbrennt sie in der Neujahrsnacht einen Reif und streut dann die Asche desselben unbemerkt im Kreise um den Burschen herum, dessen Liebe sie sich erwerben will. Oder sie durchlöchert die beiden Enden eines Eies und bläst durch dieselben den Inhalt heraus, an dessen Stelle sie die pulverisierten Überreste eines am Georgstag gefangenen Laubfrosches legt, nachdem sie diesem Pulver einige Tropfen ihres Menstruationsblutes beigemischt hat; dann vergräbt sie das Ei an die Stelle, wohin der Bursche zu wässern pflegt. Wenn die Maid während des sonntäglichen Kirchengeläutes dem Burschen ein vierblätteriges Kleeblatt zu essen gibt, so muss er sie heiraten. In der Neujahrsnacht benetzt sie mit ihrem Blute das Schuhwerk des Burschen, damit er ihr stets nachgehe. Will die Schokazenmaid erfahren, ob sie ihr Geliebter heiraten werde oder nicht, so macht sie beim Brotbacken in ein Brot ein Loch, gießt in dasselbe Wasser und verklebt dann das Loch mit einer dicken Teigschichte. Ist das Brot gebacken, so nimmt sie diese Schichte herab und sieht nach, ob das Wasser im Loche verdampft sei oder nicht. Ist es verdampft, so heiratet sie der betreffende Bursche nicht; ist aber im Loche noch ein wenig Wasser vorhanden, so wird sie die Gattin dieses Burschen.

Sehr selten geschieht es, dass man einen Freier abweist. Der Bursche tritt übrigens nur in solchem Hause als Freier auf, wo er seiner Sache im voraus gewiss ist. Aber auch die Eltern der Maid trachten einen unangenehmen Freier noch vor seinem Erscheinen durch Geschenke von seiner Absicht abzubringen und zwar aus Furcht davor, dass der abgewiesene Freier bei seiner Entfernung möglicherweise einigemale die Umzäunung des Gehöftes mit der Ferse stoßen und dabei ausrufen könnte: „Warte so viele Jahre auf Deine Verheiratung, als wie vielmal ich an Deine Umzäunung jetzt gestoßen habe!" Dieser Fluch geht ihrem Glauben gemäß in Erfüllung: die betreffende Maid stirbt entweder als Jungfrau, oder es wird ihre Ehe sehr unglücklich sein.

Sobald die Angehörigen des Burschen zu seiner Wahl ihre Zustimmung gegeben, werden zwei weibliche Verwandte des Burschen in das Haus der betreffenden Maid entsandt, wohin sie den „jabuka" (einen Apfel, in welchen man 1 bis 5 Silbergulden steckt) tragen und denselben gleichsam als Handgeld der Maid überreichen, wobei der Tag der sogenannten „kleinen Hochzeit" (malo vinčańe) bestimmt wird, an welcher nur die Eltern der Brautleute, der kum (Pathe) des Burschen und eine „diveruša" (Brautjungfer) theilnehmen.

Am Samstag nach der kirchlichen Verkündigung bringen die Brautjungfern ins Haus der Braut verschiedene Speisen, darunter einen großen Kuchen, der beim „Ringwechsel“ eine namhafte Rolle spielt. Auf diesen Kuchen wird Salz gestreut, und auf dasselbe werden die Trauringe der Brautleute gelegt. Der Bräutigam nimmt nun den einen Ring vom Salze weg und zieht ihn an den Finger der Braut, indessen einer seiner Freunde den Kuchen über der emporgehaltenen Schürze der Braut entzwei bricht, so dass das Salz in ihre Schürze fällt, welches sie dann in der Stube ausstreut. Dies die Ceremonie des Ringwechsels (prsten oder burma).

Vor der Trauung steckt die Braut in ihren Schuh unter die rechte Sohle eine Silbermünze und geht so zur Kirche, damit sie in der Ehe keine Noth leide. Wenn die Braut bei ihrer Trauung einen Eidechsenschwanz am bloßen Leibe und zwar über dem Herzen trägt, so träumt sie in der Brautnacht all die losen Streiche, die ihr Bräutigam Weibern gegenüber begangen hat; trägt sie aber eine Elsterfeder in der Tasche, so wird in jeder Sache nicht das Wort ihres Gatten, sondern das ihre den Ausschlag geben. Wenn beim Gang zur Trauung eine Biene sich auf die Braut setzt, so wird sie in der Ehe reich werden; lässt sich aber eine Wespe auf ihr nieder, so wird Armut ihr Antheil sein. Treulos wird der Gatte, wenn am Trauungstage die Braut an der linken Hand oder an der linken Brust von einem Floh gebissen wird.

Vor der Trauung soll die Braut von ihrem Bräutigam Geld verlangen und es zur Kirche tragen, dann wird der Gatte in der Ehe all sein Geld ihr geben. Sieht das Brautpaar am Trauungstage raufende Katzen, so wird seine Ehe unglücklich sein. Während der Trauung muss der Bräutigam fest neben seiner Braut stehen, wenn eines der Brautleute bereits verheiratet gewesen und verwitwet ist; man glaubt nämlich, dass die Seele der verstorbenen Ehehälfte bei dieser Gelegenheit sich zwischen die Brautleute dränge, damit sie dieselben trenne. Ist eines der Brautleute verwitwet, so muss es zur Trauung jene Haare mit sich tragen, die es vom Haupte seiner verstorbenen Ehehälfte abgeschnitten hatte, als diese aufgebahrt lag. Die Haare lässt die betreffende Ehehälfte beim Gang zur Trauung in der Nähe der Kirche zu Boden fallen. Kommt nun die Seele der verstorbenen Ehehälfte, so sammelt sie vorher einzeln die Haare und verspätet sich bei der Trauung.

Bei der Heimkehr von der Trauung werden der Braut in der Küchenthüre ihres neuen Heims ein Brotlaib und eine Flasche Wein

überreicht, die sie in der Stube auf den Tisch stellt, und vor denen sie mit ihrem Bräutigam niederkniet, worauf jeder der Gäste sie mit dem Brotlaib sanft in den Rücken schlägt. Der kum segnet nun das junge Paar, indem er einen Blumenstrauß in Weihwasser taucht und damit das Paar anspritzt. Hierauf übergibt er der Braut den „Hochzeitszweig" (grana), einen 1 *m* langen Ast, an dem sich Äpfel, Nüsse, Bäckereien befinden. Dieser Ast wird auf den Festtisch gestellt, worauf die Braut die Geschenke der Gäste in Empfang nimmt, bevor sich letztere zum Festmahle setzen.

In einigen Ortschaften wirft die Braut bei ihrem Einzug in ihr neues Heim Hirse ins Herdfeuer. Gewöhnlich hält sie einen Apfel in der Hand, damit ihrer Ehe der Kindersegen nicht abgehe. Will sie in der ersten Zeit ihrer Ehe kinderlos bleiben, dann wirft sie nach der Trauung unbemerkt ein Anhängschloss und hierauf den dazu gehörigen Schlüssel in den Brunnen; solange Schlüssel und Schloss im Brunnen sich nicht berühren, bleibt die Frau kinderlos. Nach der Trauung pflegt man auch über die Köpfe der Brautleute ein Sieb zu werfen, um zu sehen, ob die Ehe glücklich sein werde oder nicht. Fällt nämlich das Sieb umgekehrt, d. h. mit dem Boden nach abwärts zur Erde, so wird die Ehe eine unglückliche sein. Auch ist es Brauch, dass man die junge Frau bei ihrem Einzug in ihr neues Heim in die Küche führt, wo sie sich vor den Herd setzen und das Feuer mit dem Holzstück stochern muss, wobei sie einen Knaben im Schoß hält und Brot und Zucker isst, damit sie in der Ehe nie Mangel leide und ihr erstes Kind ein Knabe sei.

Um Mitternacht wird dann die „Versorgung der Braut" (smetat mlada) vorgenommen. Der kum und die Brautjungfern führen das junge Paar in die Schlafkammer, wo es bis aufs Hemd entkleidet und vom kum mit den Worten gesegnet wird: „Schlafet nun beieinander, Gott möge Euch helfen!" Damit der Gatte nie auf ihre Schliche kommen könne, lässt bei dieser Gelegenheit die junge Frau seinen Hut unbemerkt zu Boden fallen und tritt dann mit ihrem rechten Fuße auf den Hut. Vor dem Niederlegen streiche die junge Frau das Ehebett glatt, damit es keine Falten habe; der Gatte wird sie dann auch immer streicheln und kosen; beutelt und schüttelt sie aber das Bettzeug, so wird sie ihr Gatte gar oft beuteln, schlagen. In der Brautnacht muss man darauf achten, dass niemand die Schuhe der Braut stehle; denn mit diesen stiehlt man ihr auch das Glück der Ehe weg. Nimmt man vom Grabe eines am Neujahrstage verstorbenen

Mannes und Weibes etwas Erde und steckt diese in das Brautbett des jungen Paares, so wird die Ehe nicht nur kinderlos, sondern auch recht unglücklich sein. Wünscht sich das Ehepaar vorwiegend Knaben, so darf der junge Gatte in der Brautnacht die Fußbekleidung nicht abwerfen. Blickt die junge Frau bei dieser Gelegenheit durch einen Ährenkranz auf ihren Gatten, oder hängt sie ihr Brautkleid an einen Nagel, so wird sie mehr Knaben als Mädchen zur Welt bringen. Von den Eheleuten stirbt dasjenige zuerst, dessen Fußspur man nach der Trauung vor dem Altar am besten sehen kann. Wer in die Fußspur eines ehebrecherischen Menschen tritt, bekommt die Gelbsucht. Im Volksglauben der Schokazen heißt es, dass die treulose Gattin nach ihrem Tode alljährlich in der Nacht des Tages, an welchem sie zum erstenmal den Ehebruch verübt hat, an einem einsamen Orte des Hatterts von Mitternacht bis Hahnenschrei auf glühenden Kohlen tanzen muss. Dies muss sie so lange thun, bis ihr Körper ganz zu Staub wird; an dem Orte, wo sie getanzt, wächst nie Gras, auch fällt dahin kein Regen mehr. Lebte einmal in Bereg eine Schmiedin, die gar oft der ehelichen Treue vergaß. Der Schmied war ein guter, dummer Mann und verfertigte nach dem Tode der Frau ein Paar eiserne Schuhe, die er ihr anzog, und darin er sie beerdigen ließ; denn er wusste wohl, welcher Strafe seine treulose Gattin theilhaftig werde. Es brach die Nacht jenes Tages heran, an welchem die Schmiedin zum erstenmal der ehelichen Treue vergessen hatte. Sie entstieg ihrem Grabe und gieng an den einsamen Ort, wo sie auf der vom Teufel entfachten Glut tanzen sollte. Sie tanzte und tanzte, aber durch die eisernen Schuhe hindurch verbrannte sie sich die Füße nicht und musste dort bis Morgengrauen tanzen. Von nun an durfte sie nur tagsüber in ihrem Grabe weilen; nachts aber musste sie theils auf der Glut tanzen, theils die Ortschaft durchschweifen und die Menschen schrecken. Die Menschen bekamen endlich die Sache satt, gruben die Schmiedin aus der Erde und zogen ihr von den Füßen die eisernen Schuhe herab. Seit dieser Zeit sah sie niemand mehr.

Gar bald nimmt das Leben auch für das junge Paar seinen gewohnten Gang. Des Daseins Pein und Leid, des Erwerbes Müh' und Plag' verfinstern gar bald den Liebeshimmel des Ehepaares. Gleichförmig fließt für den Schokazen das Leben dahin. In den Dörfern dreht sich sein Thun und Lassen um die genaue Einhaltung der anererbten socialen Conventionen, denen ja immer ein sittlich-religiöser

Gedanke zugrunde liegt. Fern vom Staube breiter Heerstraßen hält der Schokaze fest an den Sitten und Gebräuchen seiner Vorfahren, inmitten des stillen Friedens seiner Auen in unbewusstes Beschauen des ewigen Naturwandels versunken. Dort auf den in nebelgrauen Fernen verschwindenden Ebenen hat die Einbildungskraft gar leichtes Spiel, die beim Naturmenschen stets in Aberglauben ausartet. Und dies ist auch beim Schokazen der Fall. Nicht nur in den Hauptmomenten menschlichen Lebens, wie Geburt, Ehe und Tod, sondern auch bei kleinlichen Vorkehrungen und Anlässen greift der Aberglaube tief in das Thun und Lassen des Schokazen ein. Hat er einen wichtigen Gang vor, und will er wissen, ob dieser Erfolg haben werde, so zieht er von seinem rechten Fuße den Stiefel ab, und vor dem Herde stehend, wirft er ihn der Thüre zu. Fällt der Stiefel mit der Spitze der Thüre zu, so wird sein Gang erfolgreich sein. Entfernt sich jemand in wichtiger Angelegenheit vom Hause, so darf man nicht gleich nach seiner Entfernung die Stube fegen, sonst wird sein Gang erfolglos sein. Fällt dem Menschen bei wichtigem Gange ein, dass dieser keinen Erfolg haben könnte, so tausche er seine Fußbekleidung, vom rechten Fuße ziehe er den Stiefel auf den linken und umgekehrt. Wer auf eine Schnecke tritt, muss desgleichen thun, sonst trifft ihn an diesem Tage Misserfolg. Wenn man während des Kehrens jemandes Fuß mit dem Besen zufällig trifft, so trifft den Betreffenden am nämlichen Tage ein Unglück, wenn er nicht sofort ausspeit. Während der Reise darf man nicht baden; der Betreffende wäscht von sich das Glück ab. Auf dem Wege gefundenes Eisen soll man in fließendes Wasser werfen, bevor man es nach Hause trägt, sonst hat man an diesem Tage Misserfolg in allen seinen Unternehmungen. Kehrt man von einem Gange heim, so ist es gut, einmal auszuspeien; denn es kann vorkommen, dass ein Feind in die Fußspur des Menschen einen Nagel eingeschlagen hat, wodurch man lahm werden kann; oder es wirft der Betreffende die Fußspur in ein Grab, infolge dessen man gar bald aus dem Leben scheidet. Wenn man die Fußspur eines Gesunden ausgräbt und bei Vollmond in ein Krankenbett legt, so wird der Kranke gesund. In Sonta gräbt man die Fußspur des Kranken heraus und hängt die Erde in den Rauchfang, indem man glaubt, dass, wenn die Fußspur „vertrocknet“, der Kranke gesunde. Uralter Volksglaube ist dies, den man unter allen Zonen antrifft. Näht man ins Bettzeug eines Gesunden eine Brotrinde ein, von der ein Kranker gegessen hat, so gesundet dieser, jener aber erkrankt.

Springen aus dem Herdfeuer Funken hervor, so kommt Geld ins Haus. Zwei Menschen sollen nicht zu gleicher Zeit ins Feuer blasen, denn sie werden Todfeinde. Bricht in der Nachbarschaft Feuer aus, so stürzt man den Tisch um, damit das Gebäude vom Feuer verschont bleibe. Wer Salz verschüttet, wird gar bald weinen. Salz muss man ins Feuer werfen, wenn es gar zu laut knistert, denn die Feinde wollen der Familie ein Leid zufügen. Mit dem Esszeug ist es nicht gut, auf dem Tische zu spielen; der Betreffende wird arm.

Dem Gehängten muss man einen Backenstreich versetzen, damit er kein Gespenst werde. Hat sich jemand mit dem Beil den Fuß verwundet, so darf er das Loch seines Stiefels so lange nicht vernähen lassen, als die Wunde nicht geheilt ist.

Auch um die Verrichtungen in Hof und Feld lagert selbstverständlich eine dicke Schichte Aberglaubens. Soll der junge Hund wachsam und bissig werden, so gibt man ihm das Wasser zu trinken, in welchem man vorher eine Maus gekocht hat. Katzen und Hunde darf man nach Sonnenuntergang nicht streicheln, denn man kann dadurch gar leicht erkranken. Einen fremden Hund kann man an das Haus gewöhnen, wenn man ihm Brot gibt, das man vorher in der Armhöhle getragen hat. Kauft man ein Thier, so soll man ihm zuhause die Sohlen mit Salzwasser waschen, damit es bei seinem neuen Besitzer gedeihe. Brennt man einen vor dem Georgstage gefangenen Laubfrosch zu Staub, und bestreut man damit das Thier, welches man verkaufen will, so bekommt man viele und gute Käufer. Wer ein Thier zu Markte führt, reißt demselben vorerst einige Haare, beziehungsweise Federn aus und wirft sie in den Stall, damit er mit dem betreffenden Thiere nicht auch sein Glück verkaufe. Verkauft man dem Fleischer ein Kalb, so muss man es beim Schwanze anpacken und so aus dem Stalle hinaustragen, damit das Glück „im Viehstande verbleibe". Gut ist es, einem kranken Thiere das Futter aus einem Stiefel vorzuschütten. Einige Haare, beziehungsweise Federn des kranken Thieres soll man zu Staub verbrennen und diesen in einen fremden Hof streuen, dadurch gesundet das kranke Thier leichter. Bei Hagelwetter soll man einige Hagelkörner ins Trinkwasser der Thiere werfen, damit sie gesund bleiben und fett werden. Das erste Stück Brot, das aus der Frucht der neuen Ernte gebacken worden ist, soll man über dem Kopf in die Höhe halten, bevor man es isst, damit man noch viele Jahre hindurch solches Brot essen möge. Den Samen soll man aus einem Mehlsack säen, damit die Saat „mehlig", d. h. gut werde. Beim Sehen des Neumondes ist

gut auszuspeien, damit das im Menschen befindliche „Schlechte" nicht wachse. Wer den Himmel geöffnet sieht oder in den Lüften Gesang oder Glockengeläute hört, der wird sein ganzes Leben lang glücklich sein. Wenn es regnet, soll man die Fußbekleidung nicht im Freien lassen; denn wenn es in dieselbe hinein regnet, so zerschlägt Hagel die Saaten. Bei Gewitter muss man eine Sense oder eine Axt oder ein Messer gegen den Himmel werfen, damit „die Wolke erschrecke" und kein Hagel die Saat zerstöre. Man erzählt sich Folgendes. Lebte einmal in Sonta eine arme Witwe. Ihr Gatte war ein Trunkenbold und hinterließ ihr bloß einen kleinen Acker. Den Verstorbenen lästerte jedermann, weil er sein großes Vermögen vertrunken und seine Witwe nun Noth leide. Nur die Witwe stand auf Seite ihres verstorbenen Gatten und entschuldigte sein Thun vor den Menschen. Im nächsten Sommer zerschlug der Hagel die Saat eines jeden, nur die der Witwe nicht, denn sie hatte nicht einmal so viel Korn gehabt, um ihren Acker bebauen zu können. Im nächsten Jahre aber bebaute sie mit schwerer Mühe ihren kleinen Acker. In der Nacht vor dem Tage, an welchem sie ihren Acker bestellen wollte, erschien ihr im Traume ihr verstorbener Gatte und sprach also zu ihr: „Nach meinem Tode lästerte mich jedermann, selbst diejenigen, die mir mein Vermögen zu vertrinken geholfen hatten; Du allein entschuldigtest mein Thun; deshalb will ich Dich aus Gottes Gnade so etwas lehren, wodurch Du Dir ein Vermögen erwerben kannst. Vor dem Säen stecke in die vier Ecken des Ackers je einen eisernen Nagel, und zwischen das Saatkorn mische die zerschlagenen Schalen von Gänseeiern; dann wird Deine Ernte reichlich ausfallen, und der Hagel wird Deiner Saat nicht schaden!" Im Sommer zerstörte Hagel den Hattert, aber die Ernte der Witwe fiel trotzdem reichlich aus. Sie theilte den Leuten mit, was sie bei der Aussaat gethan. Die Menschen thaten auch so und unterstützten von nun thatkräftig die Witwe, die dadurch zu einem schönen Vermögen gelangte.

Wenn im Sommer der Regen lange ausbleibt, so wird ein 15- bis 16jähriges Mädchen zur sogenannten „dodola" gewählt. Es wird von seinen Gefährtinnen ganz und gar in Laub und Zweige gehüllt und von Haus zu Haus geführt, wo es von der betreffenden Hausfrau begossen wird, während seine singenden Gefährten die Geschenke der Hausleute in Empfang nehmen. Ist das Korn gereift, und fällt dann der letzte Garbenbund unter der Sichel, so werden die schönsten Ähren zu einem Kranze gebunden, der einer jungen Schnitterin aufs

Haupt gesetzt wird, die nun jedermann bei ihrer Heimkehr ins Dorf begießt, damit die Ernte auch im nächsten Jahre reichlich ausfalle. Neigt sich das Jahr allmählich seinem Ende zu, so bildet Weihnachten auch bei den Schokazen ein Fest der Freude und des Friedens. Am Weihnachtsabend streut das Haupt der Familie nicht nur in dem Stall und in der Stube Stroh aus, sondern auch auf und unter dem Tisch, unter den ebenso etwas Feldfrucht gelegt wird. Unter das Tischtuch legt man einen Apfel, den man bei den folgenden drei Messen in die Kirche trägt und dann, in Stückchen zerschnitten, den Hausthieren zu fressen gibt. Den Strick, mit dem man das Stroh in die Stube geschafft hat, windet man um die Tischfüße; nach drei Tagen wird der Strick kreisförmig auf die Erde gelegt und die Feldfrucht, die während der Christtage unter dem Tische war, in diesem Kreis dem Geflügel vorgeschüttet. Mit dem Stroh werden nach den Feiertagen die Obstbäume umwunden, damit sie reichlich tragen. Vor dem Festessen, das am Christabend in jedem Hause abgehalten wird, nimmt ein Knabe der Familie drei Ähren und eine brennende Kerze in die rechte Hand, wobei er sich dreimal um sich selber herum dreht, und spricht: „Gelobt sei Jesus!" Die Anwesenden sagen: „Christ ist geboren!" worauf der Knabe in die Worte ausbricht: „Unterhalten wir uns also!" Der Älteste der Familie nimmt nun den Festkuchen in die Hand und legt ihn auf die mit Fischsuppe gefüllte Schüssel, worauf ein Gebet gesprochen wird und die Anwesenden sich zum Zeichen der Versöhnung und des Friedens küssen. Hierauf theilt der Älteste den Festkuchen unter die Familienmitglieder aus.

Um die Oster- und Pfingstfeiertage gruppieren sich bei den Schokazen keine Gebräuche mehr; sie sind im Strome der Zeit untergegangen; ja selbst die bei den Serben vorfindlichen alten Todtengebräuche sind bei den Schokazen längst in Vergessenheit gerathen, wozu die katholische Kirche das Ihrige beigetragen haben mag.

So hätten wir denn im Buche des Volkslebens der Schokazen flüchtig geblättert und so manches Bekannte, aber auch manches bei uns Unbekannte in Sitte und Brauch dieses Völkchens gefunden. Die zwölfte Stunde wird für die Volkskunde auch in Ungarn gar bald schlagen, und es ist die höchste Zeit, auf diesem Gebiete eine Thätigkeit zu entfalten, die dem Forscher goldene Früchte bringen wird. Denn immer tiefer versinkt die Vergangenheit und ihr Gedächtnis auf den Grund des rascher stets und reißender daherflutenden Stromes der Gegenwart mit seinem täglich immer mehr gaukelnden Wellen-

spiel, und nur hie und da ragt noch herauf aus dem Wirbel eine Erinnerung des versunkenen Daseins früherer Zeiten und Generationen, bald ernst und finster wie wettergrauer Fels, bald wie ein Eiland mit rauschenden Bäumen und duftigen Blumen. Staunend und neugierig blicken die Menschen auf die Reste einer anderen, fremden Zeit, und nur wenige treten forschend näher zu diesen Denkmalen der Vergangenheit. Die es aber thun, rastend vom fliegenden Treiben der heutigen Tage, zu denen steigt der Geist der Zeiten herauf aus der Tiefe der Jahrhunderte und spricht zu ihnen von der markig ernsten, starren Kraft der verflossenen Geschlechter und von den lieblich zarten Blüten reiner Poesie, zeigt ihnen das Leben fröhlich guter Menschen, die ebene, unveränderlich treue Menschennatur, den traulichen Kindersinn jener lang verschollenen Epochen.



Die Valsuganabahn.

Eine volkswirtschaftliche Studie.

Trient. Von **Prof. Dr. K. Jülg.**

Zwei Hauptthäler sind es namentlich, welche Trient mit Italien und der Adria verbinden, und die schon im grauen Alterthume die natürlichen Verkehrswege bildeten, auf welchen sich bunte Völkerscharen, von Norden und Süden kommend und mannigfache Spuren ihrer Anwesenheit zurücklassend, über das Land ergossen: das Etsch- und das Brenta- oder Suganathal.

Auf diesen von der Natur vorgezeichneten Bahnen zogen sowohl die kriegerischen Legionen des Alterthums, als auch der friedliebende Kaufmann, der mit seinen Waren neue Culturelemente ins Land brachte. War das Etschthal vermöge seiner topographischen Lage der natürliche Verbindungsweg zwischen Nordtirol und Italien, woselbst sich für die alpinen Producte, den Viehnutzen und das Holz, vortheilhafte Absatzgebiete ergaben, so drehten sich die Geschicke der alpinen Stämme hauptsächlich um die große Verkehrsader, welche vom Po aus durch die Valsugana und über Trient bis an die Donau führte. Es ist dies die bekannte, bereits von Kaiser Augustus angelegte und von Claudius ausgebaute Via Claudia Augusta, deren Zweige einerseits durch das herrliche Vintschgau, andererseits über den Brennerpass giengen, und

deren Endpunkte sich nach einer abermaligen Gabelung über den Fernpass und über die Scharnitz (Scarantia) und Partenkirchen (Partanum) in Augusta Vindelicorum, dem heutigen Augsburg, vereinigten.

Während sich aber das Etschthal schon seit Jahrzehnten einer Eisenbahn erfreute, welche den in steter Zunahme begriffenen Verkehr Süddeutschlands mit Italien und der Adria vermittelte, entbehrte das romantische Suganathal, das doch die directeste Linie zwischen Trient und der Perle der Adria darstellt, noch immer der sehnlichst gewünschten Verbindung mit dem Hafen von Venedig.

Es hat zwar an verschiedenen, mehr oder weniger detaillierten Projecten einer Eisenbahn von Trient durch die Valsugana nicht gefehlt. Schon 1864 hatte sich zu Venedig ein Comité für den Ausbau einer Eisenbahn Mestre-Bassano-Trient gebildet und die ersten Projecte hierfür entworfen. 1865 präsentierte der Ingenieur Ludwig Tatti ein Detailproject dieser Bahnstrecke. 1873 hatte Dr. Volpi aus München den Plan einer Eisenbahn von Trient nach Primolano ausarbeiten lassen. 1875 wurde unter dem Vorsitze des Bürgermeisters von Borgo, Barons Ludwig Hippoliti, eine Versammlung einberufen, an welcher sich 25 Gemeindevorsteher der Valsugana und zahlreiche Interessenten betheiligten, und welche mit Stimmeneinhelligkeit für den Bau einer Eisenbahn eintraten. 1882 stellte die Wiener Baugesellschaft Studien über eine schmalspurige Bahnverbindung Trient-Tezze an. 1885 tauchte das unglückliche Project Luè auf, das, wie Baron Hippoliti bei dem Inaugurationsbankette humoristisch bemerkte, nicht ins Wasser „fiel", sondern geradezu „stürzte" (non cadde, ma precipitò).

Erst als im Jahre 1890 Baurath Rudolf Stummer Ritter von Traunfels die Vorconcession zum Baue einer normalspurigen Eisenbahn durch das Suganathal bis an die Landesgrenze erwarb, begann ein günstiger Stern über dem Unternehmen aufzuleuchten. Auf Grund technischer Tracenstudien, die im Verein mit ausgezeichneten Fachingenieuren vorgenommen wurden, die aber infolge der außergewöhnlichen Schwierigkeiten, welche die steilen Felshänge der wilden Fersinaschlucht darboten, zwei volle Jahre in Anspruch nahmen, legte Stummer im September 1891 der Regierung ein Project dieser Linie vor. Man schritt sodann zur Tracenrevision und begann nach diesen Vorarbeiten sofort die Verhandlungen mit den Interessenten bezüglich der Finanzierung der ganzen Unternehmung.

Der Bauaufwand wurde inclusive des Fahrparkes und der Intercalarzinsen auf 5,549.000 fl. veranschlagt. Da v. Stummer

im Lande Tirol, bei der Stadt Trient und den Gemeinden der Valsugana opferwillige finanzielle Unterstützung dadurch fand, dass dieselben den Betrag von 700.000 fl. gegen Refundierung in Stammactien des zu gründenden Unternehmens votierten, so ließ sich auf Grund dieser Basis auch die k. k. Staatsverwaltung zu einer finanziellen Action heranziehen, indem sie die 4%ige Zinsengarantie für 75% des mit 6 Millionen Gulden Nominale fixierten Anlagecapitales für den obenerwähnten Bauaufwand von 5,549.000 fl. und die Amortisation innerhalb 75 Jahren übernahm. Dazu kam noch, dass der Concessionswerber selbst sich zur Abnahme von 800.000 fl. in Prioritätsactien mit einer 4%igen Vorzugsdividende bereit erklärte.

Es zertheilt sich somit das ganze Baucapital von 6,000.000 fl. Nominale in folgender Weise:

1. 4%ige staatlich garantierte Prioritätsobligationen der k. k. priv. Valsuganabahngesellschaft im Betrage von 4,500.000 fl.

2. Prioritätsactien (vom Concessionär übernommen) mit 4%iger Vorzugsdividende im Betrage von 800.000 fl.

3. Vom Lande Tirol, der Stadt Trient und den Gemeinden der Valsugana übernommene Stammactien im Betrage von 700.000 fl., und zwar votierte der Landtag von Tirol einen Betrag von 200.000 „
die Stadt Trient einen Betrag von . . . . 200.000 „
die Gemeinden der Valsugana einen Betrag von . . . . 300.000 „

Im April 1893 begann v. Stummer die Studien des Detailprojectes, das im Vergleiche mit dem Vorprojecte manche wesentliche Abänderungen enthielt, unter welchen wir nur die Verlegung des Schienengeleises von der östlichen auf die westliche Seite des Caldonazzosees hervorheben. Sodann erfolgte die definitive Absteckung der Bahntrace. Nachdem auf diese Weise alles vorbereitet und das Unternehmen finanziell sichergestellt war, erhielt es am 6. Februar 1894 die allerhöchste Concession mit der Bestimmung, dass die Bahn innerhalb zweier Jahre auszubauen und dem öffentlichen Verkehre zu übergeben sei. Enthusiastisch durchzogen damals die Musikbanden die Straßen Trients und verkündeten der Bevölkerung mit fröhlichen Klängen die Bewilligung einer Bahnunternehmung, an deren Zustandekommen nicht nur der Staat, sondern auch das ganze Land, die Gemeinden, Städte, ja jeder einzelne selbst das actuellste Interesse hat. Hiermit war die Inangriffnahme des Baues in das letzte Stadium der Verwirklichung getreten. Schon am 11. Jänner 1894 konnte die feierliche Inauguration des Bahnbaues stattfinden.

In Anwesenheit des Statthalters von Tirol, Grafen Merveldt, des Concessionärs, der Spitzen der Trientiner Behörden und der Vertreter fast aller am Bahnbaue betheiligten Gemeinden, sämmtlicher Ingenieure sowie einer Reihe von hervorragenden Persönlichkeiten aus allen Ständen wurde in der Nähe von Villazzano die feierliche Ceremonie des ersten Spatenstiches vorgenommen. Unter dem Bildnis Seiner Majestät des Kaisers las man damals die bedeutungsvollen Worte:

Questa prima picconata
Sintetizza
Il ventenne palpito del cuore
della intera
Valsugana [1])

Um auch einheimische Unternehmer und Firmen an dem Baue participieren zu lassen, konnte bereits im März 1894 der erste Theil der Strecke bis 24 *km* an die Bauunternehmungen Casagrande, Oss, Scoz & Comp. vergeben werden, welche im Herbste desselben Jahres auch den zweiten Theil bis 45 *km* übernahmen; den dritten Theil, 45 *km* bis an die Landesgrenze, erhielt die Firma Marinelli und Peregrini, während die Erweiterungen, Zufahrten und Adaptierungen in der Anschlussstation Trient der Firma Albertini zugewandt wurden.

An der Spitze der technischen und administrativen Arbeiten des Bahnbaues standen die Oberingenieure Josef Muzika und Victor Forot, ihnen stand ein Corps von zahlreichen Ingenieuren, unter welche die einzelnen Theile der Bahntrace (Lose) vertheilt worden waren, zur Seite. Die finanzielle Gebarung besorgte während der Bauzeit zum größeren Theile der Ingenieur Victor Lapeyre.

Bald entwickelte sich ein außerordentlich bewegtes Leben und Treiben in dem sonst so stillen Thale. Allenthalben wurden Baracken und Hütten für die Unterkunft und Verpflegung der Arbeiter sowie für die Aufbewahrung von Werkzeugen und Materialien aufgeschlagen, und in kurzer Zeit erblickte man oben und unten an den Schutthalden sowie in den Felspartien Hunderte von fleißigen Arbeitskräften, die das Werk in Angriff nahmen.

---

[1]) Vgl. hierüber und zum Folgenden unsere Darstellungen in Luksch, Illustriertem Valsuganaführer in deutscher und italienischer Ausgabe und in Luksch, Illustriertem Führer für die österreichischen Südbahnrouten, S. 39 bis 43.

Der höchste Stand der Arbeiter belief sich auf 4500 Mann pro Tag. Es waren dies meist Welschtiroler, welche bei ihrer bekannten einfachen Lebensweise bei Polenta und Käse die größte Ausdauer und Leistungsfähigkeit bewiesen. Es versteht sich, dass man bei allen Lieferungen von Material für die Herstellung des Baues womöglich heimische Firmen zu beschäftigen suchte. Dank der umsichtigen und kundigen Leitung verlief alles in bester Ordnung, so dass trotz der mannigfachen Schwierigkeiten, welche sich dem Unternehmen entgegenstellten, die feierliche Eröffnung der Bahn schon am 26. April 1896 stattfinden konnte.

So liegt nun das stolze Werk, ein Meisterstück moderner Eisenbahntechnik, fertig vor uns. Der Reisende freilich, der Entstehung und Entwickelung desselben nicht verfolgt hat, bequem in seinem Coupé sitzt und sich der herrlichen Landschaftsbilder erfreut, die kaleidoskopartig an seinem Auge vorüberziehen, kann sich kaum einen Begriff von den enormen Schwierigkeiten machen, welche der Bau der Valsuganer Eisenstraße zu überwinden hatte. Ihm erscheint alles natürlich und selbstverständlich. Über die mächtigen Dämme und Schutthalden, die früher offen zutage lagen, ist mittlerweile frisches Gras und Buschwerk gewachsen und lässt die Riesenarbeit der Abgrabungen und Auffüllungen, die noch vor kurzem hier stattgefunden, kaum mehr ahnen.

Bekanntlich war es in Österreich die Semmeringbahn, welche zuerst in kühner Steigung einen hohen Gebirgspass überwand und durch die Großartigkeit ihrer Anlagen die allgemeine Bewunderung des gebildeten Publicums und der reisenden Welt erregte. Sie galt damals für Fachtechniker gleichsam als Demonstrationsobject, als Modell für die Schaffung neuer Gebirgsbahnen. So entstand in unserem Lande 1864 bis 1867 die Brennerbahn, 1870 bis 1871 die Pusterthalerbahn, 1879 bis 1882 die Bozen-Meranerbahn, 1880 bis 1884 die Arlbergbahn, 1889 die Achenseebahn und 1890 bis 1891 die ebenfalls von Ritter von Stummer ins Leben gerufene Gebirgs- und Localbahn Mori-Arco-Riva.

Mit der Schaffung dieser bedeutenden Bahnunternehmungen haben sich seither die technischen Anschauungen vielfach verändert, andere Gesichtspunkte eröffnet, neue technische Erfindungen und Verbesserungen eingestellt, so dass wohl kaum erwähnt zu werden braucht, dass letztere bei Anlage der Valsuganabahn, soweit es erforderlich und thunlich war, bereits eingeführt und verwertet werden konnten.

So war beispielshalber schon das Verfahren der tachymetrischen Aufnahmen bei Legung der definitiven, oft außerordentlich schwierig abzusteckenden Bahntrace von großem Interesse. In den Felspartien und unzugänglichen Schluchten waren die diesbezüglichen Arbeiten nur durch Zuhilfenahme weitläufiger geometrischer Operationen ermöglicht, und es mussten verschiedene mechanische Vorrichtungen in Verwendung gebracht werden, um die Sicherheit des operierenden Personales nicht zu gefährden. Erwähnenswert ist die Aufnahmsmethode, deren man sich bei der ersten generellen Terrainaufnahme längs der zwischen steilen Hängen eingeschnittenen Fersinaschlucht bediente, nachdem die hohen Felswände des Wildbaches eine Lattenaufstellung oder gar eine directe Längenmessung nicht gestatteten. Es wurden demnach auf der entgegengesetzten Seite, also auf der Fahrstraße ein offenes Polygon festgelegt und an den beiden Enden einer jeden Polygonseite successive je zwei Beobachter mit Theodoliten aufgestellt. Nahezu in der Mitte der Polygonseite befand sich ein Messgehilfe, welcher mit einem gewöhnlichen Taschenspiegel das Sonnenlicht mit einigen Handbewegungen als Punkte eines Querprofiles (senkrecht zur Bachrichtung) des gegenüberliegenden Terrains projicierte. Durch ein verabredetes Zeichen wurde das Erscheinen des Lichtpunktes an der Felswand den beiden Beobachtern behufs Einstellung der Fernrohre auf die betreffenden Punkte mitgetheilt. Auf diese Art wurde eine Anzahl von Punkten durch Auflösung der bezüglichen Dreiecke im horizontalen und verticalen Sinne bestimmt, so dass ein genereller Schichtenplan, welcher dann als Grundlage für die Detailstudie diente, hergestellt werden konnte. Die Übertragung des Polygons für die definitive Trace in das Terrain wurde in der bereits erwähnten Strecke nur unter Anwendung diverser trigonometrischer Operationen ermöglicht, wobei stellenweise infolge des außerordentlich steilen und lebensgefährlichen Terrains sowohl die Ingenieure als auch ihre Messgehilfen an Seile angebunden werden mussten.

Ohne nun zu untersuchen, ob eine andere Tracenlegung kürzer oder weniger schwierig und kostspielig gewesen wäre oder unter günstigeren Verhältnissen hätte ausgeführt werden können — und das ist ja auch nicht unsere Aufgabe — wollen wir uns die neue Linie nur in ganz allgemeinen Zügen ansehen.

Wie es im allgemeinen bei Schöpfung eines großen Werkes zu geschehen pflegt, so stellten sich auch hier erst im Laufe der Arbeiten die mannigfachen Schwierigkeiten, die sich aus den Localverhältnissen

ergaben, in ihrem vollen Umfange ein. Denn einerseits galt es, von dem 192·5 *m* über dem Meeresspiegel gelegenen Trient in meist offener und freier Bahn eine bedeutende Höhe, die Wasserscheide zwischen Etsch und Brenta (471 *m*), zu erklimmen und zwar auf einer Strecke, deren Luftlinie nur 9 *km* beträgt, andererseits aber in tiefen, von reißenden Gebirgsgewässern durchströmten Schluchten genügenden Raum und eine solide Grundlage für das Bahnplenum zu gewinnen. Hierbei musste den verschiedenartigsten Terrainverhältnissen Rechnung getragen werden: bald war es das harte, unnachgiebige Gestein, die senkrechte Felswand, welche dem Bahnbau trotzig die Stirne bot und nur durch zahllose gewaltige Sprengungen zertrümmert werden konnte, um schließlich, besiegt und gebändigt von des Menschen überlegener Kraft, dem eisernen Schienenstrange einen sicheren und bequemen Weg abzutreten. Hart am Rande lothrecht sich emporthürmender Felsenmassen, die sich auf beiden Thalseiten nahe und drohend gegenüber stehen, zieht dann das schnaubende Dampfross inmitten einer schauerlichen Schlucht dahin, während tief unten der Gebirgsbach braust und seine schäumenden Wogen durch das im Laufe der Jahrhunderte selbst gegrabene Felsenbett wälzt. Bald war es wieder das weiche, nachgiebige Erdreich, ein sumpfiger, von zahlreichen Wasseradern durchzogener Boden, der nicht minder schwierig und langwierig zu behandeln war als das harte Gestein. War bei diesem die solide Basis schon von vornherein gegeben, so musste sie hier erst durch mühsame Entwässerung und Pilotierung gewonnen werden. Bei jedem Spatenstich stieß hier der Arbeiter auf lebendiges Terrain. Überall sprudelte Wasser hervor, überall zeigte sich das Bestreben nachzugeben, unter der zugedachten Belastung gleichsam hindurch zu schlüpfen, um diese selbst im Sumpfe zu begraben.

Doch der Mensch gab den Kampf gegen die feindlichen Elemente nicht auf, stundenlang und mit unglaublicher Ausdauer standen die Arbeiter oft mit entblößten Füßen an den stellenweise ziemlich tiefen Sumpfgräben, baggerten Material aus, warfen Seitengruben auf, um die Quelle in ihrer Tiefe zu fassen, mauerten aus, füllten mit Gestein an, um so endlich eine verlässliche und kräftige Unterlage für den Bahndamm zu gewinnen.

Viele Mühe verursachten ferner die gewaltigen Erdabgrabungen, die ausgeführt werden mussten, um das Bahnniveau zu erreichen. Das Material dieses abgegebenen Erdreichs wurde dann theils zur Aufschüttung großer, oft thurmhoher Dämme, theils zur Ausfüllung mehr oder weniger tiefer Thaleinschnitte verwendet. Ferner waren Vorkeh-

rungen gegen Lawinen, Steinschläge und Wasserstürze zu treffen, gewaltige, aus mächtigen Steinquadern erbaute, gut fundierte Stützmauern zur Sicherung der Bahnlinie zu errichten. Oft galt es, den Berg selbst mittelst mehr oder weniger langer Tunnels zu durchbohren oder mächtige Felsvorsprünge wegzuhauen, Viaducte, Brücken und Übergänge herzustellen, Wasserläufe zu regulieren, dem Bache, Flusse, ja selbst dem glatten Spiegel des Sees den Boden abzugewinnen, um für den eisernen Schienenweg platzzumachen. Kurz: der Ingenieur und Erbauer der Bahn hatte hier fast alle möglichen Bauarten und Systeme, welche bei Anlage einer Bahn in Betracht kommen, in Erwägung zu ziehen; es bot sich ihm ein reiches Feld, seinen Scharfsinn und seine Kunst zu bekunden. Man überblicke nur, um sich einen Begriff von den kolossalen Schwierigkeiten dieser Bahn zu machen, beispielsweise die Kunstbauten der ersten Strecke von Trient bis Pergine.

Fast in unmittelbarer Aufeinanderfolge reiht sich hier ein Kunstbau an den anderen, wie dies bei einer nur geringen Entfernung von 17 *km* wohl bei keiner der österreichischen Bahnen der Fall ist. Da finden wir zunächst den fast $1^1/_2$ *km* langen, 123 Bogen von 8 *m* lichter Weite zählenden, sanft ansteigenden Viaduct, welcher sich von der Abzweigungsstelle der Südbahn in Form eines großen Doppel-S quer über die ganze linksuferige Thalebene hinzieht, und dessen Herstellung eine Summe von über 300.000 fl. beanspruchte. Ferner haben wir sieben weitere Viaducte in den Schluchten der Fersina und an den nördlichen Abhängen des Celvaberges, zwei eiserne Brücken, fünf Tunnels, 90 Durchlässe, Über- und Unterfahrten, zwölf in Eisen oder Holz aufgeführte Übergänge von 3 bis 8 *m* Breite, zahlreiche Bergeinschnitte von 10 bis 20 *m* Tiefe und schließlich Dämme, welche die enorme Höhe von 35 *m* erreichen.

Die Gesammtlänge der Bahn von Trient bis Tezze beträgt 78 *km*. Die Linie ist eingeleisig, normalspurig und vorderhand bis zur Herstellung des angestrebten Anschlusses an Italien für den Localverkehr eingerichtet. Dieser Umstand hat schon zu wiederholtenmalen zu ganz ungerechtfertigten Angriffen auf die Construction der Bahn Anlass geboten, indem man hieraus die Behauptung abzuleiten suchte, dass sich diese Bahn überhaupt nicht für den Weltverkehr eigne, und dass sohin auch von Seite Italiens ein Anschluss an das italienische Bahnnetz nicht zu erwarten wäre. So irrigen Behauptungen gegenüber kann man nicht genug betonen, dass die Valsuganabahn in ihrer gegen-

wärtigen Bestimmung und Ausdehnung allerdings nur eine Localbahn ist und nur als solche bewilligt wurde, dass man aber bereits bei ihrer Anlage alle jene Factoren in Berücksichtigung zog, vermöge welcher ihre Umwandlung und Einrichtung für die Erfordernisse des Weltverkehres ohne bedeutende Schwierigkeiten herbeigeführt werden kann. Ist doch ihre Maximalsteigung geringer als jene der Brennerbahn und der Arlbergbahn. Interessant ist auch ein Vergleich hinsichtlich der Curven: während die Semmeringbahn trotz größerer Steigungsverhältnisse noch Curven mit dem kleinsten Krümmungsradius von 190 *m* aufweist, welche ohne Schwierigkeit und Gefahr selbst von den schnellsten Zügen durcheilt werden können, beträgt der kleinste Krümmungsradius von Curven der Valsuganabahn bloß 200 *m*.

Stützmauern, Viaducte, Ober- und Unterfahrten, Durchlässe, Brücken, die fünf Tunnels 2c. wurden sämmtlich aus vorzüglichem Materiale und nach den für Hauptbahnen geltenden Normen hergestellt. Hinsichtlich der einzelnen Stationen sei bemerkt, dass ihre geringste gegenseitige Entfernung 3, die größte 9·7 *km* beträgt, und dass ihre Geleiseanlagen sowie die Stationsgebäude, die Einrichtungen und das Dienstpersonal den Anforderungen ganz entsprechen, welche man an einen sicheren und geregelten Verkehr auf Hauptbahnen erhebt. Dasselbe gilt auch hinsichtlich der Anlage des Oberbaues, welcher mit schweren Locomotiven befahren werden kann.

An Werktagen verkehrten bisher acht, an Sonn- und Festtagen auch zehn Züge, wobei es nicht zu den Seltenheiten gehörte, dass ein einziger Zug gegen 1200 Personen beförderte. Die Schnelligkeit der Züge, welche provisorisch auf 25 *km* pro Stunde festgesetzt ist, kann im Bedarfsfalle auf das Doppelte erhöht werden. Bei Eintritt dieser Eventualität werden auch — was bisher noch nicht erforderlich war — die nothwendigen Vorkehrungen für Wegabsperrungen und Barrièren getroffen werden. Bis jetzt stehen nur Warnungstafeln längs der ganzen Linie in Gebrauch, und ebendieser Umstand ist es, welcher ein Hindernis für die Erhöhung der Fahrgeschwindigkeit bildet und der ganzen Bahnstrecke gewissermaßen das Aussehen einer für den großen Verkehr noch nicht vollkommen eingerichteten Transportunternehmung verleiht.

Doch wie dem immer auch sei, die Valsuganabahn hat bisher zur Genüge bewiesen, dass sie ihrer gegenwärtigen Bestimmung vollkommen entspricht, ja es bedarf nur unbedeutender und in kurzer Zeit herstellbarer Adaptierungen, um sie in die Kategorie der für den Welt-

verkehr bestimmten Bahnen einzureihen. Diese Adaptierungen werden sogleich in Angriff genommen werden, sobald sich die italienische Regierung — und es kann dies nur mehr eine Frage der Zeit sein — entschließt, den so nothwendigen und vertragsmäßig zugesicherten Anschluss herzustellen. Solange man freilich jenseits unserer Reichsgrenzen den wahren Sachverhalt und die großen Vortheile eines derartigen Anschlusses verkennt, muss die Valsuganabahn als sogenannte „Sackbahn" leider auf ihre gegenwärtigen Einrichtungen, die jedoch den Localbedarf weitaus übersteigen, beschränkt bleiben.

❦

Besteigen wir nun den Zug, und besichtigen wir ein wenig diesen für das reisende Publicum gleichsam noch als Terra incognita geltenden Landstrich, welcher nicht nur in historischer, ethnographischer und nationalökonomischer Hinsicht eine Fülle des Interessanten bietet, sondern auch dem Touristen sehr zu empfehlen ist, indem er, ihn durch eine an lieblichen und romantischen Landschaftsbildern überaus abwechslungsreiche Gegend führend, ihm zugleich eine Reihe von Centren für ungemein lohnende Ausflüge eröffnet.

Die neue Bahnlinie zweigt etwa 1·8 *km* südlich von Trient (192·5 *m*) vom Geleise der Südbahn in östlicher Richtung ab, übersetzt auf zwei langen Viaducten die ganze linksuferige Thalsohle und entwickelt sich nun behufs Längengewinnung zur Ersteigung der zwischen Trient und der Wasserscheide von Pergine vorhandenen Höhendifferenz von 272 *m* vermittelst der sogenannten Schleife von San Rocco. Unmittelbar vor dem Hügel von San Rocco tritt sie in einen 377 *m* langen Tunnel, verlässt denselben in nördlicher Richtung und gewinnt so mit prächtigem Blicke auf die alte thurmreiche Concilstadt und ihre reizenden Umgebungen die weinbekränzten Höhen der ersten, auf lieblichem, villengeschmücktem Mittelgebirge gelegenen Station Villazzano (280 *m*). Unmittelbar nach dem Verlassen der Station erscheint dem Auge des Reisenden links im Hintergrunde der tiefen Spalte von Buco di Vela die leuchtende Schneepyramide der Cima Tosa (3176 *m*), der Königin der hohen Brentagruppe, während sich ihm zur Rechten und Linken der Bahnlinie der interessante Ausblick auf die ungeheueren Erdarbeiten und thurmhohen Dämme darbietet, welche bei Construction des neuen Schienenweges aufgeworfen werden mussten und hier mit großartigen Einschnitten in Berglehnen und Felsen abwechseln. Bei Povo (330 *m*), der nächsten Haltestelle, einem beliebten und entwicklungsfähigen Sommerfrischorte der Trientiner, entschwindet

Tridentum unseren Blicken. Wir schlagen eine mehr nördliche Richtung ein und wenden uns in das schluchtenreiche Fersinathal, dessen tief unten rauschender, in der Regenzeit gefährlicher Wildbach von nun an unsere Richtung bestimmt, da wir erst durch dieses Seitenthal in das eigentliche Suganathal gelangen. Ein neues, eigenartiges Panorama empfängt uns. Wir befinden uns hoch oben am linken, steilen Hange des genannten Wildbaches, während auf der anderen Seite, der Bahn gegenüber, die belebte Valsuganer Kunststraße in mannigfachen Windungen dahinzieht. Die Felswände beider Uferseiten rücken immer näher aneinander heran, bis sie bei der nächsten Station, Ponte alto (353 *m*), einer großartigen Thalsperre mit einem vielbesuchten künstlichen Wasserfalle, die geringe Entfernung von nur 4 *m* erreichen. Diese Sperre wurde bereits unter Bischof Bernhard von Cles 1537 begonnen, und hier ist es, wo auch die Wasserkraft zur Erzeugung der elektrischen Beleuchtung und Betreibung der industriellen Motoren Trients gewonnen wird. Das enge Fersinathal und die nun folgende romantische Felsenschlucht bei Cantanghel werden dem Reisenden in unvergänglicher Erinnerung bleiben. Sie gehören zu den wirksamsten Bildern der ganzen Strecke und sind auch in technischer Hinsicht die weitaus interessantesten, da hier die mächtigen Stützmauern, Brücken, Viaducte und Tunnels unter den schwierigsten topographischen Verhältnissen ausgeführt wurden. Wunderbar schön ist der Zauber des landschaftlichen Contrastes, der auf Cantanghel folgt. Die Natur hat plötzlich den Charakter der Wildheit und Strenge abgestreift. Friedliche, in idyllische Ruhe getauchte Bilder treten an ihre Stelle. Waren wir soeben in enger, wilder Felseneinsamkeit, so blicken wir jetzt in das weite, fruchtbare Thalbecken der Fersina hinaus. Die Bergketten weichen links in großem Bogen zurück und öffnen uns Zugänge zu lieblichen Seitenthälern, deren Bäche der Fersina zurauschen. Malerische Ortschaften und Gehöfte lagern sich auf den grünen rebenbepflanzten Hügeln. So Civezzano mit seiner alten gothischen Pfarrkirche, das durch die in der Nähe aufgedeckten longobardischen Reihengräber dem Archäologen wohl bekannt ist. Darüber in der Höhe Seregnano, nordöstlich Nogarè, weiter unten auf freundlichem Mittelgebirge Madrano und Vigalzano und darüber auf felsiger Höhe das weiße Kirchlein Madonna del Bus, der Eingang zu dem herrlichen, waldreichen Hochthal von Pinè mit seinen lieblichen Bergseen und seinem berühmten Wallfahrtsorte Madonna di Caravaggio (Hauptfest am 26. Mai und am 15. August), zu welchem man von Pergine aus eine Bahn-

verbindung plant. Blicken wir in die Richtung unserer Bahnlinie, so schimmern und blitzen uns im Hintergrunde bereits die weißen Häusergruppen einer ansehnlichen Ortschaft entgegen, über welcher ernst und erhaben auf einem Hügel ein ehrwürdiges Schloss thront. Es ist Pergine (482 *m*) mit seinem alten Castell, ein bedeutender Markt, welchen wir bald nach der etwas vereinsamt gelegenen Station Roncogno (424 *m*) erreichen.

Pergine hat über 4000 Einwohner, ein k. k. Bezirksgericht, Steueramt, Decanat, eine Forstinspection, ein Post- und Telegraphenamt, Spital, Pfandleihhaus, Franciscanerkloster und die bekannte, 1882 eröffnete Landesirrenanstalt; ferner Seiden- und Wollspinnereien, Gerbereien, Ziegel- und Cementfabrication 2c. Pergines Lage und Umgebung gehört zu den reizendsten in ganz Südtirol. Die Fersina, unsere treue Begleiterin, verläſst uns hier. Sie entspringt aus dem oberen Fersina- oder Mochenithale, wo noch deutsche Gemeinden und alte Bergwerke bestehen, auf die wir später zurückkommen werden. Wir befinden uns hier auf der Wasserscheide zwischen Etsch und Brenta. Die Bahn hat ihren Höhepunkt erreicht und beginnt nun ihren Gebirgscharakter abzustreifen. Sie bedarf jetzt keiner kühnen Kunstbauten mehr und eilt zwischen fruchtbaren Wiesen und Feldern in sanftem Gefälle dem Caldonazzosee zu, dessen herrliche Ufer sie bei dem uralten, einst einer heidnischen Gottheit geweihten Kirchlein von S. Cristoforo unweit der gleichnamigen Station erreicht.[1]) Poetischer Zauber umfängt uns. Der See liegt in wundersam reizvoller Umrandung. Wohin Du auch schaust, überall blickst Du in eine Welt des Anmuthigen und Lieblichen, das hier mit dem Erhabenen der Natur zu einer unvergleichlichen Harmonie verschmilzt. Hier die blaue schimmernde Wasserfläche, ein glänzendes Spiegelbild des heiter über ihr lächelnden Himmels, dort dunkle ausgedehnte Kastanienwaldungen und gegenüber am jenseitigen Seeufer die grünen Hügelzüge mit den Thürmen von Ischia und Tenna, welche fast ebenso der klaren Flut anzugehören scheinen als dem grünen üppigen Hange, auf welchem sie stehen. Im Hintergrunde mattenreiche, baumbesäte Wiesenpläne und wie hinter zarten, duftigen Schleiern die hohen Häupter der Valsugana.

Die Bahnlinie wurde hier, soweit es der Minimalradius und die in den See mündenden Wildbäche gestatteten, den schlangenförmigen

---

[1]) Der Caldonazzosee ist nach dem Garda- und Achensee Tirols größter Bergsee, denn er miſst eine Länge von 4200 *m*, eine Breite von 1000 bis 1700 *m*, während die Meereshöhe 449 *m* beträgt.

Windungen des Seeufers angeschmiegt, ja stellenweise musste der See selbst sich zu einer kleinen Gebietsabtretung herbeilassen. Seine friedlichen Ufer wurden zart zurückgeschoben, und wo früher liebliche Wellen ihr leicht veränderliches, farbenschimmerndes Spiel trieben, gleitet jetzt in fest gefügten Geleisen der eilende Bahnzug, dieser modernste Träger und Förderer von Cultur und Civilisation, rasch dahin. Er führt uns vorüber an weinbekränzten Hügeln und den weit ausgedehnten Kastanienwaldungen von Castagnè bis zur Haltestelle Calceranica (465 *m*), von wo aus der Tourist über den Sattel von Vigolo Vattaro in das Etschthal gelangen oder, strebt er höher, die ihrer herrlichen Aussicht wegen viel gepriesene Scanupia oder Vigolana (2150 *m*) besteigen kann.

Bald folgt, etwas abseits vom See gelegen, die ausgebreitete Ortschaft und Station Caldonazzo (490 *m*, 1753 Einwohner) mit dem gleichnamigen Schloss am Ausgange des kurzen Centathales, durch welches der Tourist zu dem reizenden Hochplateau von Lavarone emporsteigen und von dort aus wieder zahlreiche, höchst anziehende und lohnende Ausflüge unternehmen kann.

Bei Caldonazzo tritt die Bahn in ein neues Flussgebiet, in das Gebiet der Brenta, welche aus dem Abflusse des Caldonazzo- und Levicosees entsteht. Es sind dies sogenannte „Schuttkegelseen“, welche ihren Ursprung den Schuttkegeln verdanken, die sich am Ausgange steiler Gebirgsthäler bilden, das Thal abdämmen und das Wasser oberhalb des Dammes zu einem See aufstauen. Diesen Bildungen begegnen wir in der Valsugana außerordentlich häufig. Levico, der berühmte, erst kürzlich zu einer Stadt erhobene Bade- und Curort, den wir nun erreichen, liegt auf einem solchen Schuttkegel. Lieblich grüßt der kleine Levicosee herüber, der, einsam und still zwischen steilen Uferwänden gelegen, von seinem größeren Nachbar, dem Caldonazzosee, nur durch einen Bergrücken getrennt ist und eigenthümlicherweise ein um 9 *m* tieferes Seeniveau aufweist.

Rings um Levico (507 *m*, über 4000 Einwohner, Sitz eines k. k. Bezirksgerichtes, Steueramtes, Decanates, zahlreicher Vereine und Anstalten) gruppieren sich in verhältnismäßig geringen Entfernungen voneinander drei weitere berühmte Cur- und Badeorte, deren Bedeutung sich durch die Valsuganabahn noch erheblich steigern wird. Die mildthätige Natur hat hier der leidenden Menschheit auf engem Raume und unter mildem südlichen Klima Quellen erschlossen, deren segensreiche Heilkraft schon längst in den weitesten Kreisen bekannt ist. Es sind dies außer Levico noch Vetriolo, Roncegno und Sella.

Vetriolo (wie Levico und Roncegno Eisenarsenquelle) liegt am Monte Fronte links oberhalb Levico in der bedeutenden Höhe von 1490 *m*. Eine Unternehmung plant eine Zahnradbahn zu diesem romantischen, in seiner Art einzigen klimatischen und therapeutischen Luftcurorte. Roncegno (535 *m*, 959 Einwohner, Marktgemeinde 3500 Einwohner) folgt bald nach Levico, nachdem wir, das alte Schloss Selva zur Linken lassend, die in etwas einförmiger Gegend gelegenen Haltestellen Barco und Novaledo durchfahren haben. Es liegt etwa 100 *m* höher als die Bahnstation Roncegno-Marter und dürfte, was Lage und Einrichtung des eleganten, von den Gebrüdern Waiz trefflich geleiteten Etablissements betrifft, selbst den verwöhntesten Ansprüchen genügeleisten. Sella (Magnesiakalk), ein stiller, von Wald und Wiesen umschlossener Cur- und Sommerfrischort, liegt 830 *m* über dem Meeresspiegel und wird gewöhnlich von Borgo, der nächsten Station, besucht. Eine prächtige Tropfsteingrotte in der Umgebung von Sella und die mächtigen Dolomitgebilde der aussichtsreichen Cima Dodici (2341 *m*), der höchsten Spitze der vicentinischen Berge, dürften so manchen Alpenfreund zu einem Besuche herauflocken.

Mit Borgo (395 *m*, 4000 Einwohner, Sitz einer k. k. Bezirkshauptmannschaft, eines Bezirksgerichtes, Decanates, Franciscanerconvictes ꝛc.), der alten römischen Ansiedlung Ausugum, von welcher der Name des Thales herzurühren scheint, gelangen wir in das Herz der Valsugana. Die Lage dieses ansehnlichen Marktes ist eine ungemein liebliche und reizende. Der dunkle Wald, die grünen Matten und sonnigen Hänge, an denen die edle Weinrebe emporrankt, gestalten im Verein mit den schroffen Felswänden des rechten Brentaufers die ganze fruchtbare Gegend zu einem abwechslungsreichen, stimmungsvollen Bilde, in welches die mittelalterlichen Burgen und Ruinen, die allenthalben auf den anmuthigen Hügeln thronen, noch den Zug des Romantischen legen.

Hinter Borgo, das gleichfalls eine reiche Auswahl von herrlichen Partien und Bergtouren bietet, unter welchen nur die ihrer unvergleichlich schönen Aussicht wegen ungemein lohnende, aber etwas schwierige Besteigung der Cima d'Asta (2846 *m*) erwähnt sei, wird der Thalcharakter immer wilder und schauerlicher. Rechts und links starren hohe, mächtige Felswände empor. Die Straße zur Linken, die Brenta zur Rechten, eilt der Zug, eingeengt zwischen diesen beiden Führern, der italienischen Reichsgrenze entgegen, indem er nur in Castelnuovo (393 *m*, 894 Einwohner) und bei Villa-Agnedo (390 *m*, 614 Ein-

wohner) kurzen Aufenthalt gestattet. Malerisch blickt hier von seiner Höhe das schöne, gut erhaltene Schloss Ivano ins Thal. Links zweigt eine Straße nach dem ansehnlichen Marktflecken Strigno (1178 Einwohner, Bezirksgericht, Decanat) ab, von wo aus der Tourist das herrliche Tesinothal besuchen kann.

Bei der nächsten Haltestelle, Ospedaletto (347 *m*, 671 Einwohner), bietet sich dem Reisenden links oben an der Felswand das interessante Bild einer von der erodierenden Kraft des Wassers hervorgerufenen natürlichen Felsenbrücke. Es ist dies die sagenhafte Orcusbrücke, Ponte dell'Orco.

Sage und Volkslied erklingen in der Valsugana und im Tesinothale noch in ihrer urwüchsigen Frische und Natürlichkeit. Unter den vielen originellen Liedern sei nur eines als Beispiel hierher gesetzt, das uns die Scrupulosität beweist, mit welcher der Bauer bei der Wahl seiner Zukünftigen verfährt. Weder schön noch hässlich, weder groß noch klein darf sie sein. „Mittelstraß' die beste Straß'" gilt auch hier in des Wortes wahrster Bedeutung. Das Lied lautet im Dialecte und der Schreibweise des Thales folgendermaßen:

E se la togo bela
Go sempre gente in casa
E mi bisogn che tasa
E lasciarghela goder.

E se la togo granda
La fa la zibaldona
La vol far da padrona
E comandarme a mi.

E se la togo bruta
Bruta la go sempre
Quando ghe vago arente
Spavento la me fa.

E se la togo piccola
Piccola e galantina
Coi piedi la cammina
Col côr la fa l'amor.

Überall erklingt hier schon das ghe und xe des venetianischen Dialectes, das uns an die Nähe der italienischen Grenze gemahnt. So erreichen wir denn auch bald Grigno (261 *m*, 1125 Einwohner), die letzte größere Ortschaft auf österreichischem Gebiete. Links von Grigno öffnet sich in Form einer tiefen Spalte der Zugang in das bereits oben erwähnte interessante Tesinothal, dessen Besuch der Fremde auf keinen Fall versäumen darf. Bald hinter Grigno liegt das kleine Dorf Tezze (228 *m*, 600 Einwohner), die Grenzstation. Hier findet unsere Bahnlinie ihren vorläufigen Abschluss, um nach ihrem vollständigen Ausbau auf italienischem Boden den reiselustigen Südlandspilger über Primolano und Bassano hinzugeleiten in die Stadt seiner Sehnsucht, in das meerumrauschte Venedig.

❦

Haben wir uns im Vorstehenden mit dem Werdegang der neuen Bahnlinie, mit ihrer technischen Anlage und landschaftlich-touristischen Seite beschäftigt, so möge es im Folgenden unsere Aufgabe sein, die volkswirtschaftliche und handelspolitische Bedeutung einer Bahn näher ins Auge zu fassen, welche einen an Naturschönheiten so reichen, an geschichtlichen Vorkommnissen so interessanten und in Fragen der Nationalökonomie keineswegs untergeordneten Landstrich durcheilt, die aber erst dann zu ihrer wahren und vollen Geltung gelangen kann, wenn ihr Anschluss an Bassano und Venedig hergestellt und der Ausbau des tirolischen Eisenbahnnetzes vollendet sein werden.

Die Nothwendigkeit, das tirolische Eisenbahnnetz weiter auszubauen, hatte sich nämlich mit dem jährlich steigenden Fremdenverkehr und den wachsenden Ansprüchen auf geeignetere Verkehrsmittel für Handel und Industrie in immer höherem Grade fühlbar gemacht. Ein Blick auf die Eisenbahnkarte genügt, um sich von der wenig erfreulichen Thatsache zu überzeugen, dass Tirol bezüglich der Entwicklung seiner Eisenbahnen im Vergleiche zu den angrenzenden Ländern in bedeutendem Rückstande geblieben ist. Denn hier ist es eigentlich die einzige Brenner- und Arlberglinie, die den Handel und Verkehr vermittelt, da die Pusterthaler Bahn, welche doch die Aufgabe hätte, die reichen Kornfelder Ungarns mit Frankreich und der Schweiz zu verbinden, bei Franzensfeste plötzlich eine Unterbrechung ihres Laufes nach dem Westen erfährt und hier die ihr anvertrauten Güter wieder der Brennerbahn zur Weiterbeförderung übergeben muss.

Besteht also schon hinsichtlich der den Weltverkehr vermittelnden Hauptlinien Tirols eine große Lücke, so ist dies hinsichtlich der Nebenlinien umsomehr der Fall, indem noch ausgedehnte wichtige Seitenthäler Südtirols des so nothwendigen Anschlusses an die Hauptverkehrsadern entbehren.

Unterliegt es ja doch keinem Zweifel, dass mit der Erleichterung der Verkehrsmittel die Möglichkeit eines schnelleren und lebhafteren Austausches nicht nur der materiellen, sondern auch der geistigen Güter geboten wird, und dass dieser Austausch einen mächtigen Einfluss auf Handel und Industrie, auf Wohlstand und Bildung eines Volkes ausübt. Daher gehören Eisenbahnen im allgemeinen zu den wichtigsten Trägern und Förderern von Civilisation und Wohlstand. „Der Bahnverkehr ist," wie Professor Franz Ržiha in seinem hochinteressanten Werke über Eisenbahn-Unter- und Oberbau, Band I, Seite 133, treffend bemerkt, „in der Arbeitsmaschine der Menschheit

das eigentliche Schwungrad. Denn er allein hilft uns hinweg über die todten Punkte in dem Getriebe und erzeugt jene unschätzbare lebendige Kraft, die, solange der Motor ‚Wissen' überhaupt treibt, eine völlige Stockung der Arbeit ausschließt. Die Wissenschaft der Statistik liefert uns die Diagramme über die Werte dieser unserer Wirtschaftsarbeit, und ein gewisses Zusammengehen der Linien dieser Werte mit jenen der Ausbreitung des Bahnnetzes setzt es außer Zweifel, dass der Bahnverkehr auch in der Wirtschaftsfrage unter den anderen Förderhebeln die Oberhand behält."

Von diesen Gesichtspunkten aus kann daher ohne Übertreibung behauptet werden, dass die Valsuganabahn, die vor allem eine bequeme und regelmäßige Verbindung des bedeutenden Brentathales mit Trient herstellen soll, nicht bloß für dieses selbst in ökonomischer und commerzieller Beziehung von großem Vortheile sein wird, sondern auch in das ganze Suganathal mit seiner zahlreichen intelligenten und arbeitsamen Bevölkerung, mit seinen schätzenswerten fruchtbaren Gefilden, sonnigen Rebhügeln, ausgezeichneten Obst- und Gemüsegärten, seinen zahllosen, für die Seidenzucht so außerordentlich wichtigen Maulbeerbäumen, die uns auf der ganzen Bahnlinie begleiten, seinen beträchtlichen Waldungen, seinem noch unbehobenen Reichthume an Braunkohle, die sich vom Bronzale, ja wahrscheinlich sogar vom Tesinothale und durch den Monte Civerone bis Barco bei Levico über ein Gebiet von mehr als 25 *km* hinzieht, seinen zahlreichen, einst so blühenden Bergwerken, nämlich Silber-, Kupfer-, Blei- und Eisengruben, mit seinen Marmor- und Granitmassen, welch letztere in dem gewaltigen Granitstocke der Cima d'Asta aufgethürmt sind, mit seinen immerhin beachtenswürdigen, für die Anlage neuer Industriestätten und für die Verwertung der Elektricität zu motorischer Kraft und Lichterzeugung nicht ungünstigen Wasserkräften, seinem mächtigen, in wundersamer Umgebung gelegenen, fischereichen Caldonazzosee und — last not least — mit seinen weltberühmten heilkräftigen Mineralbädern und Curorten, die jährlich Tausenden der leidenden Menschheit Heilung und Linderung ihrer Krankheiten bringen, dass die Valsuganabahn, sagen wir, in das ganze Thal neues Leben, vielleicht einen ungeahnten Aufschwung bringen, die bestehenden alten Industriezweige erweitern, neue erschließen und das Land überhaupt für den Verkauf seiner Producte in weiter entfernte Gegenden concurrenzfähiger machen wird.

Und blühend waren einst, ja noch vor wenigen Decennien Handel und Industrie dieses romantischen Thales. Der Wohlstand

hatte seine Basis vor allem in der Pflege und Ertragsfähigkeit des Bodens. An den sonnigen Hängen prangte die strotzende Weintraube und füllte im Herbste die geräumigen Kellereien. Das Thal selbst war ein Garten grüner Maulbeerbäume, deren kostbares Laub vielen Millionen von Seidenraupen die nothwendige Nahrung bot. Es dampften und schnurrten allenthalben die zahlreichen Seidenspinnereien und wimmelten von geschäftigen Arbeiterinnen. Die fröhlichen Lieder, die auf Feld und Flur erklangen, zeugten von der inneren Zufriedenheit und dem Behagen einer braven und arbeitsamen Bevölkerung. Der Wein, ja die Seide allein lieferte damals reichlichen Ertrag und Überschuss. Ein ausgebreiteter Handel herrschte in diesen Producten und begründete den Reichthum des Gutsbesitzers, die Wohlhabenheit des Gutsbauern. So lieferte z. B. nach den statistischen Aufzeichnungen Perinis der Bezirk von Borgo allein um 1850 im Durchschnitte 338.600 Pfund in Cocons, 41.000 Pfund Seide und beschäftigte 1010 Personen. War auch der Getreidebau im allgemeinen nicht gerade gleich prosperierend, so lagen hinwiederum die großen Kornkammern Venetiens in nächster Nähe, und was an Korn importiert werden musste, das wurde durch den Seiden- und Weinexport reichlich compensiert. Dazu kam eine geringe Steuerlast, ein Umstand, welcher den Wert der Landgüter bedeutend erhöhte. Mit so günstigen Lebensverhältnissen stand natürlich das Wachsen der Bevölkerung in innigem Zusammenhange. Die Dichtigkeit derselben war relativ sehr groß. So zählte z. B. die Bezirkshauptmannschaft Borgo im Jahre 1847 2958 Einwohner auf eine Quadratmeile, was für ein Gebirgsthal, wie es die Valsugana in eminenter Weise ist, einen namhaften Procentsatz ausmacht.

Seither ist es freilich anders geworden. Bösartige Krankheiten des Weinstockes und der Getreidearten drangen auch in dieses blühende Thal. Der Seidenwurm blieb noch einige Zeit intact. Da kam das verhängnisvolle Jahr 1859, in welchem die wertvolle alte Race durch das Auftreten der Fleckenkrankheit vernichtet wurde. Von diesem schweren Schlage hat sich der Seidenbau der Valsugana trotz vielfacher Bemühungen, die man sich gab, um aus dem Oriente, namentlich Japan, gesunderen Samen einzuführen, nie gänzlich erholen können. Allenthalben schlossen sich die Seidenspinnereien, der Wert der Felder und Gründe sank rapid, angesehene Familien verarmten, große Landgüter wurden um Spottpreise veräußert. Gewaltige Elementarschäden, hervorgerufen durch die unvorsichtige, oft rohe Entwaldung

der Berge, verheerten das Land; enorme Summen mussten zu Fluss- und Wildbachregulierungen aufgewandt werden, um die Wuth der Gewässer in Schranken zu halten. Fügt man hinzu die durch die Schöpfung neuer Bahnverbindungen, großartiger Fabriken &c. entstandene ungeheuere Concurrenz anderer Länder, ferner die Ungunst der Witterungsverhältnisse, besonders die häufigen Hagelschläge, die schon eine Reihe von Jahren hindurch die Hoffnungen der Landleute zerstörten, dann darf man sich nicht wundern, wenn die allgemeine Noth zu zahlreichen Auswanderungen Anlass bot, und wenn das Land, welches in seiner Scholle geschädigt, in seiner Arbeits- und Capitalskraft gelähmt ward, an productiver Thätigkeit abnahm und der Verarmung anheimfiel.

Manches ist seither geschehen, um diesen tristen Verhältnissen und Übelständen abzuhelfen. Es entstanden der Landesculturrath in Trient, die landwirtschaftliche Schule und Versuchsstation in San Michele, die Società enologica mit ihren Musterkellereien und mehrere andere landwirtschaftliche Vereine, unter deren Aufsicht und Leitung eine rationellere Wein- und Bodencultur angebahnt werden soll. Man suchte durch Einführung neuen und guten Samens der Seidenindustrie beizuspringen, durch Wasserregulierungen und Aufforstungen das Land vor weiteren Elementarschäden zu schützen, durch Gründung cooperativer Gesellschaften und Vereine größere Capitalskräfte anzusammeln, durch Erbauung von Localbahnen, Anlegung und Verbesserung von Straßen bequemere Verkehrswege und Verbindungen herzustellen und den Handel und Fremdenverkehr zu heben. Allein trotz aller dieser gewiss lobenswerten Bestrebungen bleibt noch immer viel zu thun übrig.

Die einstige Blüte wird in unsere Valsugana erst dann zurückkehren, wenn mit Zuhilfenahme beträchtlicher Capitalskräfte und unter dem wohlthätigen Einflusse günstiger Witterungsverhältnisse und Jahreszeiten die sonnigen Hügel und Hänge wieder von Weintrauben strotzen, prangende Wiesen und Fluren das Thal, grünende Wälder die Höhen schmücken, das Korn die Scheunen, das Vieh die Ställe füllt, der Maulbeerbaum und die Seide reichliche Erträge liefern und zahlreiche Spinnereien beschäftigen, der Hammer in den Fabriken pocht, die Mühle und Säge am Bache rauschen, die Bergwerke ihre Schätze ans Tageslicht fördern, die Völker und Länder verknüpfende Bahn das Thal in seiner ganzen Ausdehnung von Trient bis Bassano durchbraust, Industrie- und Fachschulen fleißig besucht werden, Wanderlehrer zur Verbreitung der Fachkenntnisse unter dem Volke wirken, intelligente und unternehmungslustige Capitalisten, angeregt durch Ausschreibung von

Prämien, neue Industrien etablieren, welche theils fremde Producte verkaufen, theils die eigenen Landesproducte verarbeiten, günstige Zollbedingungen obwalten, der Taglöhner durch Errichtung von Arbeitshäusern, wie sie in anderen Ländern bestehen, einträgliche Beschäftigung findet, der Credit gehoben, der Gutsbesitzer durch Gründung von Hypothekenbanken unterstützt und eine geregelte, einheitliche Landesverwaltung eingeführt sein werden. Kurz: nur durch Ausnützung aller im Boden, im Klima, in den Gewässern und in den eigenthümlichen Verhältnissen des Thales schlummernden Kräfte kann eine Wendung der Lage zum Besseren geschaffen werden.

So war es denn in erster Linie die nationalökonomische Seite, welche zum Baue dieser von der Bevölkerung schon so lange und heiß ersehnten Bahn Veranlassung gab, einer Bahn, welche nach dem Inslebentreten der bereits öfter erwähnten Anschlüsse noch bedeutend gewinnen wird. Bis dahin freilich bleibt die Valsuganabahn auf den immerhin beträchtlichen Localverkehr beschränkt, und es möge nun die Aufgabe der folgenden Zeilen sein, zu untersuchen, welche Bedeutung ihr in dieser Beziehung zukommt.

Fassen wir alles zusammen, so besteht der Wert der Valsuganabahn in folgenden vier Hauptpunkten:

1. In der Verbilligung der Verfrachtung von Massenartikeln, als da sind Erze, Steine, Kohle, Holz ꝛc., oder dringendster Lebensbedürfnisse, wie Getreide, Mehl, Salz ꝛc.

2. In der Erleichterung des Transportes der Ernte, besonders der Trauben, der Weinmaische, des gährenden Weines (Mostes). In letzterer Hinsicht ist es nur durch den Ausbau der Bahn möglich geworden, dass die untere Valsugana ihre Erzeugnisse an Weinmaische und Most auf den Markt bringen kann, denn dies war bis jetzt Sache der Undurchführbarkeit und zwar weniger wegen der ziemlich bedeutenden Entfernung — und diese spielt bei den genannten Artikeln keine geringe Rolle — als vielmehr wegen des gerade zur Erntezeit so häufig eintretenden Mangels an nöthigen Transportmitteln und Fuhrwerken.

3. In der Zugänglichmachung des Thales für den Fremdenverkehr im allgemeinen, insbesondere aber darin, dass der Besuch der berühmten Bäder Levico, Vetriolo, Roncegno und Sella jetzt wesentlich erleichtert ist.

4. In der allgemeinen Erhöhung des Wertes von Grund und Boden durch die Erleichterung der Abfuhr der Bodenproducte und durch die Ermöglichung des Verkaufes mancher derselben.

(Schluss folgt.)

❧

Der Adel Krains und die Culturentwicklung des Landes.

Eine Geschichtsstudie.

Von **P. v. Radics.**

Laibach.

Glänzend leuchtet Ihr Krainer, Träger und Pfleger des Wissens
Wie der Bildung und Kunst, über die Heimat hinaus.
Ignaz Freiherr von Lazarini.

Der Adel eines Landes stellt den Spiegel dar der jeweiligen Entwicklung der culturellen Zustände desselben, gleichwie er immerdar die Spitze der Strebungen und Förderungen im geistig Hohen und menschlich Edlen zu bilden berufen erscheint.

Der Impuls, der vom Adel eines Landes in der oder jener Richtung ausgeht, er wirkt in der Regel so mächtig auf die übrigen Stände, dass diese — wie sie ihm darin einst unbedingt Gefolgschaft leisteten — theilweise auch heute noch, bewusst oder unbewusst, nachstreben.

In der Culturentwicklung unseres engeren Heimatlandes Krain ist aber der Einfluss des Adels von frühen Zeiten her ein so bestimmender, ein so detaillierter gewesen, dass man aus den unterschiedlichen Gestaltungen des Culturlebens des Volkes auf die jeweilige Stellung und Antheilnahme des Adels den sicheren Rückschluss ziehen kann.

Indem wir daran gehen, hierfür in den nachstehenden Zeilen an der Hand der Geschichte den Beweis zu erbringen, müssen wir nur noch vorher bemerken, dass es uns vollkommen ferne gelegen, das politische Moment mit in Frage zu nehmen, sondern dass es bei der hier gewählten Aufgabe lediglich darauf ankommt, zu zeigen, wie eben der Adel Krains, ganz abgesehen von der augenblicklichen politischen Situation, nur auf seine culturelle Mission bedacht, stets die Wohlfahrt von Land und Volk unverrückt im Auge hatte, von Land und Volk, das unter seiner Führung, unter seinem Einflusse gestanden, dem er rathend und helfend vorangeleuchtet und zur Seite gewesen, an dessen geistiger und materieller Arbeit er auch heute noch redlich theilnimmt und zum Besten aller.

❦

Einleitung.

Wir heben unsere Darstellung mit dem Zeitpunkte der Wiedereroberung der Ostmark von der Enns bis über die Erlaf aus den Händen der Ungarn nach der entscheidenden Schlacht auf dem Lechfelde (955) an, zu welchem Zeitpunkte auch in den übrigen südöstlichen Marken deutsche Tapferkeit alles das wiederzuerobern versuchte, was vorher durch den Einfall der Ungarn verloren gegangen. Schon damals mögen sich die ältesten Adelsgeschlechter Krains, die Auersperge, Schärfenberge u. a., in diesem slavischen Lande auf den thälerbeherrschenden Höhen angesiedelt haben, und insbesondere mag dies am unteren Laufe des Savestromes im heutigen Unterkrain der Fall gewesen sein.[1])

Der deutsche Adel Krains verrichtete in Gemeinschaft mit den deutschen Hochstiften, dem Bisthum von Freising in Bayern, welches das Gebiet von Lack (Bischoflack) in Oberkrain 973, und dem Bisthum Brixen in Tirol, das die Veldeser Gegend in Oberkrain 1004 von den deutschen Kaisern geschenkt erhalten, am Ausgange des 10., beziehungsweise im Beginne des 11. Jahrhunderts auch hierlands die Arbeit der Colonisierung, der Wiederherstellung der Bodencultur sowie der Durchdringung des slavischen Landes mit deutscher Art und Sitte; um nur ein Beispiel zu nennen: aus dem altgermanischen Felderwechsel hat sich in Krain bis auf den heutigen Tag das Institut der Wechselwiesen erhalten.[2])

Während wir in solcher Thätigkeit cultureller Richtung schon im 11. Jahrhundert Auersperge, Gallenberge, Osterberge u. a. wirken sehen, nennen uns die Urkunden des 12. Jahrhunderts neben Repräsentanten derselben Geschlechter noch Vertreter der Familien Attems (1136), Gall (1154), der Herren von Laibach (1144), einen Herrn von Windisch-Grätz (Weriant 1190) sowie Herren von Mannsburg, Nassenfuß, Weichselberg, Gurkfeld, Weißenstein, Wippach u. s. w., denen allen neben der kriegerischen Verpflichtung das durch das Lehensverhältnis bedingte Werk der gemeinsamen Arbeit im Sinne der Cultivierung von Grund und Boden zugefallen war, dem sie denn auch nach besten Kräften nachgekommen, wie das gleichfalls urkundlich nachweisbare allmähliche Wachsthum ihrer Macht im Lande und bei mehreren derselben die rasche Ver-

---

[1]) Richter, Hormayrs Archiv 1822.

[2]) Dimitz, Geschichte Krains, I, S. 144, Anm. 5.

mehrung der Besitzthümer — allen voran das mächtigste und zugleich geistig strebsamste Geschlecht der Auersperge[1]) — zur Genüge bezeugen.[2])

Die mittelalterliche Lust an den ritterlichen Waffenübungen, sie herrschte auch beim Adel Krains, und abgesehen von den betreffenden Namenanführungen in den alten Turnierbüchern, deren Authenticität nicht immer außer Frage steht, und die eine Menge Mitglieder krainischer Adelsgeschlechter als bei ausländischen Turnieren anwesend erscheinen lassen, haben wir classische Zeugen dafür, dass krainische Adelige den Ruhm ihrer Turnierwaffen außerhalb der Marken des Heimatlandes zu voller Geltung zu bringen verstanden.

So nennt Herr Ulrich von Liechtenstein, der bekannte Minnesänger und wackere Turnierheld, der auf seinem abenteuerlichen Venuszuge auch Krain berührte (1225), den Herrn Hans von Auersperg einen Rittersmann, „der ritters that da thät", und mit dem er das Jahr zuvor (1224) auf dem Turnier zu Friesach in Kärnten gekämpft.

Zu den aus den vorhergegangenen Jahrhunderten bekannten einheimischen Adelsgeschlechtern Krains nennen uns im 13. Jahrhundert die Urkunden die Namen der Herren von Billichgratz (1215), Aichelburg (1249), Arisperg (Adelsberg; 1250), Apfaltrern (1268; eine Villa Affoltrern im Bezirke Littai in Unterkrain bestand schon 1145), Pischätz (1268) u. a. m.[3])

Haben wir vorher die Lust am Waffenspiele innerhalb der Turnierschranken auch bei der krainischen Ritterschaft constatiert, so muss gleichfalls hervorgehoben werden, dass dieselbe, wie sie sich jederzeit in Befolgung lehensherrlichen Aufrufes zur ernsten Waffenthat gefügig und werkthätig erwiesen, auch unter den ersten glänzte, als jener welthistorisch denkwürdige Zug frommer Begeisterung die gläubigen Herzen der christlichen Völker erfasste, als die mächtige Stimme jenes schlichten Einsiedlers erschollen war, die die christlichen Streiter unter dem Zeichen des Kreuzes aufrief zu den Fahrten in das heilige Land.

---

[1]) Siehe darüber die Details in meinem: Herbard VIII. von Auersperg, ein krainischer Held und Staatsmann. W. Braumüller, Wien 1862. Einleitung.

[2]) Die urkundlichen Belege in Franz Šumi, Urkunden- und Regestenbuch des Herzogthums Krain, I. und II. Band.

[3]) Šumi, l. c.

Und war schon mit Gottfried von Bouillon eine Schar krainischer und friaulischer Adeliger nach Palästina gezogen, so schloss sich jetzt (1217) Herr Engelbert von Auersperg jener Heeresfahrt an, die Herzog Leopold von Österreich nach demselben Ziele unternahm.

Doch wenden wir unseren Blick wieder zurück ins Krainland! Waren, wie der Chronist Valvasor nach einer Aufzeichnung im Archive der Stadt Laibach zu erzählen weiß, im Jahre 1200 die Tempelherren, die sich um 1167 in Krain sesshaft gemacht, aus Laibach vertrieben worden, „weil sie zu weit hatten um sich greifen wollen",[1]) so finden wir wenige Zeit später (1237) den Ritterorden vom deutschen Hause U. L. Frau zu Jerusalem, oder wie er kurzweg genannt wird, den „Deutschen Orden", zuerst urkundlich in Krain genannt. Dieser deutsche Ritterorden erfüllte alsbald auch hierlands seine hohe humanitäre und civilisatorische Mission in hervorragender Weise sowohl durch seine Thätigkeit in der Krankenpflege — Laibach besaß schon in den Tagen der Kreuzzüge sein Leprosenhaus[2]) — als auch durch seine Förderung der Volksbildung, wird uns doch der Bestand einer eigenen Schule des Deutschen Ordens in Laibach, „gelegen vor dem deutschen Thore", urkundlich verbürgt.

Hatte der Adel Krains in den Tagen des frühen Mittelalters auf seinen Burgen und, gar bald von diesen niedersteigend, auf den Marktplätzen der geschlossenen Orte des aufstrebenden krainischen Bürgerthums seine Turnierlust eifrigst befriedigt, so wetteiferte auch schon mit ihm der Bürger, vornehmlich der Bürger der Stadt Laibach in Übung edlen Sportes, in Veranstaltung von „Schiffsrennen" auf dem Laibachflusse bei den urwüchsigen Rennpreisen, bestehend in einem „Saumb"[3]) Weines, drei Ellen Tuches und einem Paar Strümpfe, während hinwieder zur Belustigung der Stadtherren die Schiffsknechte aus den Laibacher Vorstädten Tirnau und Krakau um einen „Saumb" Weines Ringkämpfe veranstalteten, die nicht selten blutig verliefen.

Kann aber die Chronik des Landes Krain aus den Tagen der fränkischen Kaiser und der Hohenstaufen die, wenngleich nennenswerten, so doch verhältnismäßig nur dürftigen Anfänge wiedererwachender

---

[1]) Valvasor, Ehre des Herzogthums Krain, III (XI), S. 710.

[2]) Lippich, Topographie von Laibach, S. 265.

[3]) Pferdelast; da der Wein in Schläuchen auf Rosse verladen vom Weingebirge in die Stadt gebracht wurde.

Cultur, die seit den Römerzeiten auf diesem von Völkern viel durchwanderten und viel occupierten Boden nahezu ganz vernichtet gewesen, verzeichnen, so wächst das Bild zu eindrucksvoller Größe gar bald nach dem Beginne der

Herrschaft des Hauses Habsburg,

die, „auf die kaiserlose, die schreckliche Zeit" folgend, wie überall so auch im Lande Krain mit der Wiederherstellung gesicherter Rechtszustände die materielle und geistige Entwicklung von Land und Volk festigte und förderte. Am 11. Juli des Jahres 1283 huldigten die Stände (der Adel) des Herzogthums Krain dem Sohne Kaiser Rudolfs I. von Habsburg, dem Herzoge Albrecht als Regenten, welches geschichtlich so denkwürdige Ereignis das Land Krain 600 Jahre später im Juli 1883 mit einer Landesjubelfeier in solennster Weise begieng, wobei es das hohe Glück genoss, dem weisen Sprossen des angestammten Herrscherhauses, dem geliebten Kaiser Franz Josef I. das Gelöbnis unverbrüchlicher Treue und Hingebung persönlich erneuern zu können.

Heute vor 600 Jahren (1297) baute die Stadt Laibach ihr erstes Rathhaus auf dem „alten Markte", denn die Stadt war unter den Habsburgern an Stelle der alten markgräflichen und herzoglich kärntnerischen Hauptstadt Krainburg zum Sitze der herzoglichen Landesverwaltung und zur zeitweiligen Residenz der Landesfürsten geworden.

So kamen die Herzoge Otto und Albrecht von Österreich 1335 nach Laibach zum Abschlusse eines Bündnisses mit dem Patriarchen Bertrand von Aquileja, das ihnen den Besitz der wichtigen Alpenpässe sicherte.[1]) Herzog Otto der Fröhliche kam das Jahr darauf (1336) wieder nach Krain, um den krainischen Adel in Eid und Pflicht zu nehmen, und 1338 erschien abermals Herzog Albrecht in Laibach und bestätigte, von hier nach Graz zurückgekehrt, den Landständen, Rittern und Knechten des Landes Krain ihre Freiheiten und Rechte.[2])

Als Herzog Albrecht im Jahre 1350 als Verbündeter des Patriarchen von Aquileja nach Friaul zog, folgte auch die krainische Ritterschaft dem Rufe des Landesherrn, der dem deutschen Ritterorden zu Laibach die ihm vom früheren Landesherrn, dem Herzoge Ulrich von Kärnten stammenden Freiheiten — des eigenen Landgerichtes,

---

[1]) Czörnig, Görz, S. 581, Anm. 1.

[2]) Lichnowsky, Geschichte des Hauses Habsburg, III, S. 241.

Befreiung von Maut und Zoll, Gewährung des Asylrechtes — verfestigt hatte.[1])

Die jeweilige Anwesenheit der Landesfürsten aus dem erlauchten Hause Habsburg in der Landeshauptstadt Laibach war von Festen begleitet, bei denen Adel und Bürger wetteiferten, dieselben so prunkvoll als möglich zu gestalten, was nicht wenig dazu beitrug, das sociale Leben der Hauptstadt, beziehungsweise des Landes um ein beträchtliches zu heben und vorwärts zu bringen.

So konnte der krainische Adel und mit ihm die Bürgerschaft von Laibach getrost den Tag an sich herankommen sehen, an welchem der prunkliebende und hochstrebende Herzog Rudolf IV. der Stifter bei ihnen einzog, um den

Congress von Laibach

am 27. März 1360 und an den nachfolgenden Tagen abzuhalten, auf welchem Congresse hochwichtige politische Angelegenheiten zur Besprechung und Austragung oder Anbahnung gelangten, so namentlich die Verhältnisse des Patriarchates von Aquileja, welches seit der Übertragung der Residenz von Aquileja nach Udine (1218) durch die Republik Venedig auf alle Arten bedrängt wurde, wobei die letztere die geistliche Oberaufsicht des Patriarchen über österreichische (krainische) Landestheile zu benützen suchte, um in deren Angelegenheiten sich einzumischen.[2])

Wie glänzend die Versammlung war, welche Laibach damals in seinen Mauern beherbergte, zeigen die Namen der auf der herzoglichen Bestätigung der Handveste des Deutschen Ordens — ddo. Freitag vor dem Palmtage (27. März) — unterzeichneten Zeugen. Es erscheinen da genannt: Patriarch Ludwig von Aquileja; Ortolf, Erzbischof von Salzburg und Legat des heiligen Stuhles; Paul, Bischof von Freising; Gottfried, Bischof von Passau; Johannes, Bischof von Gurk und erzherzoglicher Kanzler; Ulrich, Bischof von Seben (Brixen); Ludwig, Bischof von Chiemsee; Peter, Bischof von Lavant; Meinhard, Markgraf von Brandenburg, Herzog in Oberbayern und Graf zu Tirol, Schwager Herzog Rudolfs IV.; Meinhard und Heinrich, Pfalzgrafen in Kärnten, Grafen zu Görz, Oheime Herzog Rudolfs; Otto Graf von Ortenburg, Ulrich und Hermann, die Grafen von Cilli, Johann Graf von Pfann-

[1]) Richter, Geschichte der Stadt Laibach, S. 203.

[2]) Dimitz, Geschichte Krains, I, 228.

berg, Friedrich und Konrad, die Auffensteiner, Friedrich von Wallsee, Rudolf von Liechtenstein, Kämmerer in Steyer, die Herren Friedrich, Ulrich und Otto von Stubenberg und viele andere.

Solch glänzende Gesellschaft, durch mehrere Tage versammelt, läßt allein schon auf eine Reihe von Festlichkeiten schließen, abgesehen davon, dass man auch hierorts dem Landesfürsten den Aufenthalt so angenehm als möglich zu gestalten bestrebt gewesen, indem der einheimische Adel der Auersperge, Apfaltrern, Gall, Gallenberg, Lanthieri, Thurn u. a. die höchsten und hohen Gäste durch treffliche Waffenspiele, Bankette, Gelage u. s. w. ergötzte und erfreute, wobei der in jenen Tagen weit berühmte Wein aus dem „Paradiese Krains", dem sonnigen, reizumgossenen Thale von Wippach, in Strömen floss, von dem es in Peter Suchenwirts historischem Gedichte von Herzog Albrechts Ritterfahrt nach Preußen (1377) nachher hieß:

„Nicht anders tranch man tzu dem mal
Nur Wippacher und Rainfal",

wie denn auch Ottokar von Horneck in seiner „Österreichischen Reimchronik" unseres Wippachers in Gemeinschaft mit dem Rainfal, Terant, Malvasier als das Blut erhitzend, zum Kampfe ermuthigend gedenkt.

Der deutsche Adel Krains pflegte, wie dies schon für die Tage des Durchzuges des Minnesängers Ulrich von Liechtenstein gilt, das deutsche Lied sowohl durch Förderung der „Bringer der Lust" selbst als auch durch persönliche Bethätigung auf diesem Gebiete, wie denn Herr Otto der Rasp aus dem als Freiherren von Rasp mächtig gewesenen alten heimischen Geschlechte als Verfasser einer größeren mittelhochdeutschen Dichtung „Ein Zwiegespräch zwischen dem Satan und dem Herrn" bekannt geworden, die noch heute handschriftlich erhalten ist. [1])

Das Jahr des Laibacher Congresses 1360 war aber für Krains Adels- und Culturgeschichte noch durch ein weiteres Ereignis von Bedeutung; es kam nämlich „die ruhmedelste Familie der Lamberge aus Österreich nach Krain gezogen" [2]) und zwar mit Herrn Wilhelm von Lamberg, der von seiner Mutter Diemut von Podwein ansehnliche Besitzungen an der croatischen Grenze ererbt hatte, und aus dessen Nachkommenschaft ein Jahrhundert später dem Lande und der Hauptstadt der erste Laibacher Fürstbischof erstand in dem von den Zeitgenossen hoch gerühmten Sigismund von Lamberg.

---

[1]) Manuscript der Karl Fürst Auersperg'schen Bibliothek.

[2]) Valvasor, Ehre des Herzogthums Krain, II (VIII), S. 654.

Der Adel als Körperschaft, die Stände Krains als Vertreter des Landes hatten sich seit ihrer ersten Anerkennung durch Rudolf I. von Habsburg immer fester gegliedert und bestimmter ausgebildet, und wie wir sie schon 1336 und 1338 den Herzogen Otto und Albrecht, 1360 dem Herzog Rudolf IV. dem Stifter haben huldigen gesehen, so erneuerte sich dieser feierliche Act im nämlichen Jahrhunderte noch zweimal innerhalb der Mauern des „weißen Laibach“ (1370 und 1374) für die Herzoge Albrecht III. und Leopold III., wodurch das sociale und wirtschaftliche Leben nicht allein der Hauptstadt, sondern auch des ganzen Landes einen erhöhten Aufschwung gewann, Handel und Verkehr gehoben erschienen, zumal die Anwesenheit der Landesfürsten stets von der Verleihung besonderer „Freiheiten“ an die Stände als Vertreter der Landschaft begleitet war.

Hand in Hand damit gieng das Wachsen und Gedeihen der Städte in Krain, denen die Landesfürsten aus dem Hause Habsburg Verkehrserleichterungen, Handelsprivilegien und andere Gunstbezeugungen zuzuwenden nicht unterließen.

Jetzt schlossen sich immer häufiger die Stände von Krain an jene von Steiermark und Kärnten in gegenseitigem Verkehre und auf „gemeinsamen Tagen“ zur Berathung gemeinschaftlicher Angelegenheiten aneinander, was dann im 15. Jahrhundert, da „die gemeinsame Gefahr“ von Seite des „Erbfeindes der Christenheit“, des Türken, immer dringender wurde, sich auf das vortheilhafteste bewährte.

Die Epoche der

Türkenkriege,

wie sie das Volk von Krain durch die vom Muselman verübten Greuel an den Rand der Verzweiflung brachte, sie war es, die den natürlichen Führer des Volkes, den Adel, mit dem „gemeinen Manne“, dem Aufgebote aus der Masse der Landbevölkerung, aber auch den Adel als Besitzer der Schlösser und Güter mit der Bürgerschaft in den den Schlössern gleich zu Festen gewordenen Städten enger und enger zusammenschloss.

Der Adel Krains — „des kleinen und lieben Landels“ — aus dem man nach dem ruhmvollen Lobspruche seitens der Landesfürsten „die besten Kriegsobersten entnehmen konnte“, er commandierte das aus der Ritterschaft und der landschaftlichen Miliz, den sogenannten „ständischen Gültpferden“, sowie aus den Aufgeboten der Landbevölkerung und den „ungarischen, croatischen und teutschen Fähnleins“

gebildete Grenzheer zu wiederholtenmalen in entscheidenden Schlachten „an den windischen, croatischen und Meergrenzen", und es glänzten in den diversen Kriegszügen gegen die Türken als Heldenführer die Herren Hans, Herbard VIII. und Andreas von Auersperg, der Lamberger, der überdies in 85 Turnieren ritterlich gekämpft und dabei nur wenigen, darunter dem Könige Maximilian, dem „letzten Ritter", unterlegen, der Herr Rauber u. a., die das krainische Volk noch heute im Liede feiert.

Wie tief sich die Erinnerung an jene wilden Kämpfe mit dem „Erbfeinde" in die Volksseele eingegraben, das geht eben aus dem ganzen Tenor des slovenischen Volksliedes hervor, und mit Recht sagt Anastasius Grün — Anton Alexander Graf Auersperg — in dem begleitenden und erklärenden Vorworte zu seiner meisterhaften Übertragung der „Volkslieder aus Krain": „Durch seine geographische Lage den trotz aller Friedensschlüsse fast jährlich wiederholten Einfällen der Grenzpaschas bloßgegeben, war das ganze Land Krain durch Jahrhunderte ein großes Feldlager, eine von Geschützen und Rüstungen starrende Burg, die ganze waffenfähige Bevölkerung wie die Mannschaft einer großen Vorpostenwacht in jedem Augenblicke marsch- und kampffertig und der Signale (Kreuth-, auch Creuzfeuer) gewärtig, die, von allen Höhen aufflammend, binnen wenigen Stunden das ganze Volk zu den Waffen rufen konnten. Da war jedes Haus eine Schanze, Schlösser und selbst Kirchen waren befestigte Außenwerke mit Thürmen, Ringmauern und Gräben (Tabors), vornehmlich zur Aufnahme der Wehrlosen und der geflüchteten Habseligkeiten bestimmt. Diese Epoche der ausdauerndsten und erbittertsten Kämpfe ist der Glanzpunkt der Landesgeschichte, ihr gehören alle poetischen Erinnerungen an, ihr die Entwicklung eines eigenthümlichen kriegerischen Volkslebens und somit auch eines selbstständigen Volksliedes."[1])

Die also fortgesetzte Waffenbereitschaft von Adel und Gefolgschaft hat aber im Laufe der Zeiten — gleichwie später im Deutschen Reiche infolge des 30jährigen Krieges — in den innerösterreichischen Landen (Steiermark, Kärnten und Krain) eine nicht unbedeutende Lockerung der Sitten nach sich gezogen, und ein nach dieser Richtung getreues Spiegelbild ihrer socialen Zustände in jenen Tagen bieten uns die Verhandlungen des Innsbrucker Ausschusstages der innerösterreichischen Lande vom Jahre 1518,[2]) auf welchem

[1]) Anastasius Grün, Gesammelte Werke, V, S. 10 f.

[2]) Landschaftliches Archiv im Museum Rudolfinum in Laibach, Fasc. 87.

die Abgeordneten unserer Stände auf Mittel sannen gegen Zuchtlosigkeit, Gewaltthätigkeit und Völlerei. Das allzusehr in Schwung gekommene Zutrinken und Bescheidthun veranlasste die Ausschüsse zu Anträgen auf strenge Ahndung durch Festhalten „im offenbaren Narrenhäusl" oder selbst in Gefängnissen, bei Adeligen durch Geldstrafen oder im Falle der Nichterlegung derselben mit Ungnade, selbst Frauen waren von solchen Strafen nicht ausgenommen.

Und diesem allgemeinen Beschlusse der Landtagsausschüsse „auf Remedierung der Sitten" war das Jahr vorher schon (1517) die Bildung einer eigenen „adeligen Gesellschaft wider das Fluchen und Zutrinken" vorausgegangen, durch den Landeshauptmann von Steiermark Siegmund Freiherrn von Dietrichstein unter dem Namen der „St. Christophs-Gesellschaft" gestiftet für den Adel von Innerösterreich, welchem Vereine rasch 78 Mitglieder beigetreten waren. In den Statuten erschien namentlich die Mäßigkeit Kaiser Maximilians I. als „übermenschlich" und als „zeitliche Heiligkeit" hervorgehoben. Die Gesellschaft stand unter einem Hauptmanne, jedes Mitglied trug das Bildnis des heiligen Christoph an einer Kette auf der Brust, und es waren gleichfalls Geldstrafen auf die Übertretung des Fluch- und Trinkverbotes ausgesetzt. [1])

Nach dem Tode Kaiser Maximilians I., an dessen Hofe zahlreiche Vertreter des krainischen Adels hohe Stellen bekleidet hatten — so, um aus den vielen nur einen besonders zu nennen, der ausgezeichnete Laibacher Fürstbischof Christoph Rauber, zugleich erprobter Kriegsheld und gewiegter Staatsmann — vereinigte sich der krainische Landtag gegenüber dem Vorschlage der Theilung des habsburgischen Gesammtreiches durch Kaiser Karl V. zu dem Beschlusse, dass das Land Krain und Triest bei dem österreichischen Antheile der habsburgischen Monarchie zu bleiben habe (1522), welches Festhalten an Österreich seitens der krainischen Stände nicht allein politisch, sondern auch culturgeschichtlich sich als vom höchsten Belange und weitestgehender Bedeutung erweist, namentlich wenn man die Wechselbeziehungen im Handel und Verkehr Krains mit dem österreichischen Küstenlande und seinen Emporien Triest und „St. Veit am Pflaumb" (Fiume) ins Auge fasst, welche Seestädte zu jener Zeit territorial zu Krain zählten und ab und zu noch ihre Abgesandten in den krainischen Landtag abordneten.

---

[1]) Valvasor, Ehre des Herzogthums Krain, III (IX), S. 23 bis 28.

Das Zeitalter der Reformation

förderte auch in Krain die Superiorität des Adels, welcher sich gleich bei Beginn der Ausbreitung der „evangelischen Lehre“ auf diesem Boden als mächtiger Anwalt des Lutherthums bewährte, dabei den geistigen Haupthebeln der Bewegung — Schule und Schrift — jene Stütze verleihend, durch welche diese am wirksamsten einsetzen und am nachhaltigsten functionieren konnten.

Wie die Vordersten des Adels jener Tage auch in unserem Lande tief überzeugt waren von der Wichtigkeit einer gediegenen höheren Schulbildung, darüber belehren uns einige markante Stellen in der gereimten Selbstbiographie, welche der krainische Landeshauptmann Josef von Lamberg (1546 bis 1554) mit einer Anweisung über adeliges Leben seinen Kindern hinterlassen hat, und die wir bei Valvasor[1]) abgedruckt finden; ein culturgeschichtlich äußerst interessanter Beitrag, der nach seinem vollen Werte noch nicht genugsam gewürdigt erscheint.

Indem Herr Josef von Lamberg an einer Stelle dieser Lebensschilderung ausruft:

„Jetzt aber schmerzt es mich sehr,
das ich nit hab gelernt mehr,“

dass er nämlich nur sechs Jahre, vom 7. bis zum 13., die Schule besucht und dann gleich zum Herrendienst bei einem steirischen Cavalier genommen ward, was nicht geschehen wäre, wenn sein Vater nicht frühzeitig vom Tode wäre dahingerafft worden, stellt er es an anderer Stelle als eine hohe Aufgabe hin,

„das ein jeder Vater willig thue
seine Khinder in derselben Jugendt
treiben zu lehrnen alle Thugendt
die Khunst, Weisheit und Erbarkheit
damit werden die Khinder voll bekhlaidt,
und so die lernen die Khunst,
So haben sy der Menschen Gunst,
Sy haben auch die Zehrung in Peithl
und werden ihres Lebens nit eytl,
Der Vater hat schon umb Sy versorgt,
So Er Jhn die Lehr und Khunst geben!“

In das Jahr 1563 fällt die Errichtung der ersten landschaftlichen (ständischen) Schule, eines Gymnasiums, in Laibach, die im

[1]) Ehre des Herzogthums Krain, III (IX), S. 46 bis 64.

Sinne des Protestantismus geleitet wurde, während die katholische lateinische Schule — von 1418 an urkundlich an der Kirche zu St. Nikolaus (der heutigen Domkirche) in Laibach nachweisbar — seit dem Bestande des Bisthums (1461) der Leitung des Laibacher Domcapitels, beziehungsweise des Fürstbischofes von Laibach untergestellt war.

Schon vor Einrichtung ihrer landschaftlichen Schule hatten sich die „evangelisch gesinnten Stände" als hervorragende Förderer der Übertragung der heiligen Schriften in das Slovenische durch den „Luther Krains", den gewesenen Laibacher Domherrn Primus Truber, erwiesen, und es hatte die krainische Landschaft allein bis zum März 1560 die Summe von 1000 fl. zu diesem Zwecke beigesteuert.[1]) Und wie die Landschaft Primus Truber und seine Mitarbeiter an dem Übersetzungswerke mit dieser und weiteren Summen willig unterstützte und so zugleich die slovenische Schriftsprache begründen half, so unterstützte sie nicht minder die Thätigkeit des Übersetzers der ganzen Bibel, Georgs Dalmatin, dem der Schlossherr von Auersperg obendrein ein gastlich Asylum bot.

Ganz Besonderes leisteten aber die krainischen Stände für die Hebung und Förderung des Schulwesens im Lande durch die Berufung des in den weitesten Kreisen bekannt gewordenen schwäbischen Schulmannes und Pädagogen Nikodemus Frischlin als Rectors der evangelischen Landschaftsschule in Laibach, dem dann der hochgesinnte und gelehrte krainische Cavalier Herr Khisl von Kaltenbrunn, der Besitzer einer gewählten und reichhaltigen Bibliothek, als Mäcen zur Seite gestanden, und der, gestützt auf seine in Krain gesammelten Erfahrungen, später über den krainischen Adel die schönen Lobesworte schrieb, „dan es (Krain) einen bescheidenen, nüchternen, verständigen Adel hat, da selten einer, der nicht seine drei oder vier Sprachen kann und etliche Züg wider die Türken gethan".

Gleichwie die krainischen Stände die Bildung der heimatlichen Jugend inner- und außerhalb des Landes mit allen Mitteln gefördert — begegnen wir ihnen doch auch als Förderer der Wiener Universität, auf welcher so viele Krainer Jünglinge die Zeiten her ihren höheren Unterricht genossen — so hatten sie jetzt durch Stiftung von Stipendien an den deutschen evangelischen Hochschulen, namentlich in Tübingen,

[1]) Kostrenčič, Urkundliche Beiträge zur Geschichte der protestantischen Literatur der Südslaven, S. 3, Nr. III.

für die Ausbildung der krainischen Jugend im protestantischen Sinne eifrigst Sorge getragen. [1])

War durch die krainischen Adeligen Johannes Mannel bei Errichtung seiner Buchdruckerei — der ersten in Laibach — 1575 bis 1580 auf das kräftigste unterstützt worden, [2]) so waren sie es auch, die später, als man von gegenreformatorischer Seite ihren Predigern an den Leib rückte und dieselben zur Auswanderung zwang, aus den Beständen der „auf Kosten der krainischen Landschaft" gedruckten Werke und der Büchersammlungen jener „Prädicanten" und Superintendenten eine landschaftliche Bibliothek schufen, die bald über 1000 Nummern zählte und die vorzüglichste Bereicherung durch die Einverleibung der reichhaltigen Sammlung des Grammatikers Bohorič erfuhr mit der ansehnlichen Collection von 2000 Gesangsnummern, „meist gedruckte zum Theil geschriebene zu 8, 7, 6, 5, 4 und 3 Stimmen, lateinische, deutsche, italienische, französische und auch krainische so von alten und neuen in der Musica fast (sehr) berühmten Artificibus lieblich und künstlich gesetzt, welche nicht allein in der Kirchen sondern auch bei anderen herrlichen Freuden und Versammlungen und das auf allerley Instrument recht und lustig zu gebrauchen". [3])

Die Gegenreformation veranlasste aber den größten Theil des krainischen Adels, nach längerer, doch fruchtloser Gegenwehr sich schließlich den strengen Maßregeln der Gegenreformatoren zu fügen, das evangelische Bekenntnis wieder abzulegen und in den Schoß der römisch-katholischen Kirche zurückzukehren, worin ihm die gleichfalls in großer Zahl evangelisch gewesene Bürgerschaft der Städte und Märkte im Lande ebenso rasch nachfolgte, als sie vorhin dessen Beispiele gefolgt war; ein Theil jedoch des evangelischen Adels, die starrsten und hartnäckigsten Anhänger des Lutherthums, Herren und Frauen — aus der Familie von Egk allein an 20 Personen — verließen das Land und zogen nach Deutschland, zumeist nach Bayern (Augsburg, Nürnberg. [4])

❦

[1]) Vgl. die näheren interessanten Details hierüber in Th. Elze, Die Universität Tübingen und die Studenten aus Krain.

[2]) Vgl. die bezüglichen Beiträge bei Friedrich Alm, Johannes Mannel, Laibachs erster Buchdrucker — Die slovenischen Erstlingsdrucke der Stadt Laibach.

[3]) Landschaftliches Archiv im Museum Rudolfinum in Laibach, Fasc. Religion, St. 1.

[4]) Ein Verzeichnis solcher Exulanten bewahrt die k. Hofbibliothek in München.

In den Tagen der Jesuiten.

Vom Anfange der Gegenreformation, welche der ebenso geistvolle als energische Laibacher Fürstbischof Thomas Chrön im Vereine mit den Vätern der Gesellschaft Jesu im Jahre 1600 begann und noch vor seinem im Februar 1630 erfolgten Hinscheiden als vollkommen durchgeführt betrachten konnte, bis zum Tage der Aufhebung des Jesuitenordens durch die Kaiserin-Königin Maria Theresia (1775) stand das geistige und sociale Leben Krains unter dem Zeichen des genannten Ordens, der auch in seinem Laibacher Collegium stets einen wohlgewählten Stab ausgezeichneter Mitglieder vereinigt sah, die in ihrer Stellung als Prediger des Wortes Gottes wie als Lehrer und Bildner der Jugend Vorzügliches leisteten, und denen die der römisch-katholischen Kirche wiedergewonnenen Adeligen und Bürger opferwillig jedwede Hilfe leisteten.

Im öffentlichen Leben war man lange schon des fruchtlosen Gezänkes um die „Concessionen in Religionssachen" müde geworden, was sich nirgends deutlicher widerspiegelt als in den Worten, mit denen der krainische Landmarschall Dietrich von Auersperg die Landtagssession von 1630 Mittwoch den 30. Januar eröffnete.

Das Protokoll dieser Eröffnungssitzung constatiert, „der Herr Landmarschall verhofft, weil nunmehro die religion in den alten Standt khommen, es werde auch das alte Vertrauen nit ausbleiben, sondern die löblichen Stände Ursach nemen, sich um das gemeine wesen zu bewerben", nämlich Rath zu schaffen, wie das landschaftliche Deficit gedeckt werden könnte, da die Ausgaben den Empfang um die beträchtliche Summe von 16.690 fl. jährlich übertreffen.[1]) Man sieht, die oberste Leitung des Landes war nun ernst darauf bedacht, bei eingetretenem Aufhören der Parteistreitigkeiten die wirtschaftlichen Fragen des Landes kräftig in die Hand zu nehmen, und wie uns der Einblick in die Landtagsverhandlungen der nächsten und weiterer Jahre zeigt, blieb diese wackere Tendenz noch lange in den Debatten und Beschlüssen der krainischen Stände vorherrschend.

Nicht litt aber hierbei die Vorsorge für die geistigen Güter des Volkes, und wir begegnen in den Aufzeichnungen der landschaftlichen Ausgaben des 17. und 18. Jahrhunderts Jahr um Jahr größeren und kleineren Summen, für Kunst und Wissenschaft ausgeworfen.

---

[1]) Landschaftliches Archiv, Museum Rudolfinum, Landtagsprotokoll Nr. 15, Fol. 507/a.

In erster Reihe war es das Collegium der Laibacher Jesuiten und deren Schule, die sich der besonderen Gunst der Stände erfreuten; mit fürstlicher Munificenz und in fortgesetzter Darbringung von Tausenden und Tausenden von Gulden wurden namentlich die prächtigen Schulkomödien, dieses vortreffliche Erziehungsmittel der gelehrten und praktischen Väter der Gesellschaft Jesu, behufs Beschaffung der Ehrenpreise („Prämien") an die jugendlichen Darsteller wie nicht minder des außergewöhnlichen decorativen Pompes von Seite der Stände unentwegt unterstützt, und „ganz Laibach" erfreute sich an den herrlichen Aufführungen der Jesuitenzöglinge, welche — vornehm und gering, arm und reich — in ganz gleicher Weise an der Vorführung der Hauptrollen participierten, wie uns dies die noch heute erhaltenen, den einzelnen Dramentexten beigegebenen Darstellerverzeichnisse lehren.[1]) Neben den theatralen Aufführungen seitens der Jesuitenzöglinge traten aber auch die Laibach berührenden „hochteutschen Comödianten" subventionheischend an „Eine Ehrsambe Landtschaft des Herzogthumbs Crain" heran und, wie wir den Protokollen der Landschaft entnehmen, nie ohne klingenden Erfolg.

Desgleichen fanden Maler und Bildhauer, Musiker und Kalendermacher sowie die „Novellisten", die Übermittler der „neuesten Zeitungen" von auswärts, stets die offene Hand der Stände von Krain, wodurch Bildung und Fortschritt im allgemeinen im Lande mächtige Förderung erfuhren.

Und wie der Adel als Körperschaft, wie die krainische Landschaft als solche, so waren auch die einzelnen Cavaliere Krains als Mäcenaten von Kunst und Wissen, als Stützen und Förderer der Volkswohlfahrt hervorragend thätig, und es ist ganz besonders die Zeit von circa 1650 bis an das Ende des 17. Jahrhunderts als die Epoche großen geistigen und wirtschaftlichen Aufschwunges, als das goldene Zeitalter Krains anzusehen.

Krain zählte in jenen Tagen drei Fürstengeschlechter, Auersperg, Eggenberg, Porcia, von denen das erste und letzte noch heute im Lande ansehnliche Besitzungen ihr Eigen nennen, 20 Grafengeschlechter, 42 Freiherren-, 58 Ritterfamilien und 87 andere, nicht zur Ritterschaft gehörige Adelshäuser.

Dieser Gesammtadel Krains pflegte, wie uns Valvasor in der ihm eigenen drastischen Redeweise erzählt, „seine Jugend mit freien

---

[1]) Fürstlich Karl Auersperg'sche Bibliothek.

Künsten und der Pallas aufzuwarten, auch dabei sich mit zuwachsenden Jahren in ritterlichen Exercitien zu qualificieren, nachmals fremde Länder bevorab Italien und Frankreich durchzureisen", um entweder „eine fürnembe Kriegscharge oder leuchtende Regimentswürden oder glänzende Ehrenämter zu erreichen und so mit der Feder- oder Degenspitze sein Glück zu machen".[1])

Auch die aristokratische Gesellschaft Krains war, wie ein moderner Historiker, August Dimitz,[2]) treffend bemerkt, dem allgemeinen Zuge gefolgt, der nach dem Austoben des 30jährigen Krieges den deutschen Adel sein Muster und Vorbild in französischer Sitte erblicken, ihn Paris zur Hochschule seiner Erziehung machen ließ. Mit der französischen Tracht war französischer Ton, Sinn für feineren Lebensgenuss eingekehrt, aber die französische Liederlichkeit blieb dieser Gesellschaft fern, welche immer noch den Grundton treuherziger altdeutscher Biederkeit bewahrte, wie Valvasors Lobrednerin, die Freiin von Seisenegg, schreibt:

„. . . Es weist die weise Schrift[3])
Den schönen Adel auch, dem Tugend angeerbet.
Der Meisten Theil ist teutsch, Muth findet da sein Stift
Und Höflichkeit den Sitz. Ich selber hab' gekennet
Sehr viel'. In allen war ein Geist der Lieblichkeit,
Der Freundschaft süße Seel'! Ein Herz, da Liebe brennet
In tugendlicher Flamm' . . ."

Die Schlösser des krainischen Adels in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, wie sie uns der edle Freiherr von Valvasor in seinem Schlösserbuche in Wort und Bild vorführt, sie waren zumeist Prachtbauten im schönen italienischen Renaissancestil mit luxuriösen Marställen, herrlichen Gärten, Volièren, Grotten, Springbrunnen, Bärenzwingern, Hirschgräben und seltenen Bäumen und Blumen, mit kunstvollen Malereien, kostbaren Einrichtungen u. s. w., so, um nur ein paar Beispiele zu nennen, Schloss Ainödt in Unterkrain, damals Graf Gallenbergisch, heute im Besitze des Fürsten Karl Auersperg, so der infolge der Erdbebenkatastrophe von 1895 demolierte Fürstenhof der Auersperge in Laibach. Im fürstlich Porcia-schen Schlosse Senoschetsch in Innerkrain — heute im Besitze des Fürsten Ludwig Porcia — gab es eine von Tizian gemalte Ahnen-

[1]) Ehre des Herzogthums Krain, II (VI), S. 342.

[2]) Geschichte Krains, IV, S. 92.

[3]) Valvasors Buch „Die Ehre des Herzogthums Krain".

gallerie; Gaierau bei Laibach bot einen seltenen Genuss für Blumen- und Obstfreunde, es vereinigte der dortige Schlossgarten über 70 Arten von Hyacinthen, mehr als 20 Narcissspecies, gar viele Rosengattungen und 107 „Tulipanen", abgesehen von einer Fülle minder berühmter Kinder Florens, ferner eine Unzahl Kirschen-, Äpfel- und Birngattungen.

Die Rückwirkung der glanzvollen Führung des krainischen Adels auf das sociale Leben des Landes und speciell der Hauptstadt konnte nicht fehlen.

Die vollste Prachtentfaltung seitens des Adels und der Bürgerschaft dieser Epoche trat aber anlässlich der Anwesenheit Kaiser Leopolds I. in Laibach im September 1660 zutage, als der an die glänzendsten Feste gewöhnte Monarch in Krains Hauptstadt die Erbhuldigung des Landes entgegennahm.

Pompös war schon der Einzug des Landesfürsten am 7. September, ein selten gesehenes Schauspiel. Den Zug eröffneten croatische Edelleute mit um die Schultern geworfenen Tigerhäuten, die Leibgarde des Generals an den Grenzen, Herbards von Auersperg, dann folgte ein krainischer Jüngling, 20 Jahre alt, in croatischer Kleidung, frei stehend, auf ungesatteltem Pferde, eine fünf Ellen lange Lanze in der Rechten balancierend, der General selbst, dann türkische Musik, ein Schwarm Reiterei auf mit Gold und Silber verzierten Pferden, mit buntscheckigen Tigerhäuten, Lanzen mit seidenen Quasten, „und je barbarischer oder fremder," sagt der zeitgenössische Chronist, „dieses Spectakel war anzuschauen, desto mehr raffte es die Augen der Zuseher an sich, zumal der Fremden und Ausländer". Außer dem zahlreichen Gefolge des Kaisers wohnten diesem Aufzuge bei der päpstliche Nuntius und der venetianische Botschafter — doch sehen wir weiter! Es kommen die Reitercompagnien der krainischen Landschaft, 800 Mann zu Pferde, durchwegs wohl uniformiert und armiert den blauen und gelben Fahnen folgend, dann die Hoffouriere, Bereiter, die Handpferde führend, die Trompeter und Heerpauker, die Kammerjunker, die Grafen und Barone, die krainischen Herren und Adeligen, der fremde Adel und der Erzherzog. Dem Kaiser knapp voran reiten die Herolde des Reiches und der Länder und der kaiserliche Vicemarschall Graf Lamberg mit dem gezückten Schwerte, nun kommt der Kaiser selbst zu Pferd, zu beiden Seiten schreiten entblösten Hauptes Hatschiere, ihm unmittelbar folgen die beiden genannten Botschafter, dann Obersthofmarschall Fürst Porcia und der Obersthofmeister Graf Dietrichstein, daran reihen sich Edelknaben, Heerpauker, Hatschiere, Trabanten und die 24 kaiser-

lichen und erzherzoglichen Leibcarossen. Das damals in Krain stationierte Kürassierregiment Arizaga, „8 Compagnien“, schließt den Zug. Beim Vicedomthor (an der eben demolierten landschaftlichen Burg) stehen 100 Mann Bürgergarde, 600 andere Bürgergardisten beim „Landhaus“ auf dem neuen Markte (dem heutigen Auerspergplatze). An den nächsten Tagen folgen in buntem Wechsel Festlichkeiten auf Festlichkeiten, Stadtbeleuchtung, Festschießen auf der adeligen und der bürgerlichen Schießstätte, Hofjagden — Entenjagden auf dem Laibacher Moor — Schiffrennen, Theater bei Auersperg, mehrere kleinere Gelage und ein großes, das Huldigungsbankett. Zur Fahrt des Kaisers auf dem Laibachflusse waren prächtige Schiffe nach Venetianer Art hergestellt worden, und die Bemannung war in Seide gekleidet.

Ein Blick in die Statistik des Handels und der Gewerbe der Landeshauptstadt und in die noch heute im Archive derselben bewahrten Steuerbücher jener Tage zeigt uns, dass durch das „Leben und Lebenlassen“ der krainischen Cavaliere das wirtschaftliche Verhältnis des Landes, beziehungsweise der Hauptstadt gleichfalls ein glänzendes gewesen.

Die Stadt Laibach zählte um diese Zeit zusammt den Vorstädten 500 Häuser mit circa 20.000 Einwohnern, und den dritten Theil der Bürgerschaft bildeten Fremde, außer Zuzüglern aus den Nachbarländern Steiermark, Kärnten und Croatien vornehmlich Italiener, Tiroler, Bayern, Sachsen, Franken, Schwaben, Schlesier, Mährer, Böhmen, ja selbst Dänen, Pommerer und Franzosen.[1]) Doch sie hatten „alle fast einerlei Sitten, die mit Teutschredlicher Treu übereinstimmen“, und trotz der „so weinreichen Stadt war wenig Zank und Hader zu verspüren, welches“, wie Valvasor betont,[2]) „der Obrigkeit Wachsamkeit zuzuschreiben“.

Neben einer Anzahl Goldschmiede und Silberarbeiter gab es damals in Laibach eine Sammt- und Seidenbänderfabrik, eine „Leinwandwirkerei auf Damastart“, die Verfertigung von Spitzen nach niederländischer und venetianischer Art und anderer Luxusgeschäfte mehr; sogar mit dem Anbau von Tabak machte man schon Versuche, „von dem sich die Stadt großen Nutzen verhoffte“.[3])

Laibach zählte damals auch eine Anzahl tüchtiger Gelehrter und Fachschriftsteller in seiner Mitte und besaß dank der Beihilfe

[1]) Valvasor, l. c., III (XI), S. 706.
[2]) Ebenda.
[3]) Ebenda.

der Stände seit 1678 wieder, nachdem die erste („evangelische") Buchdruckerei noch Ende des 16. Jahrhunderts gesperrt worden, eine neue „Druckofficin", welche von der Salzburger Buchdruckerfamilie Mayr geleitet wurde.

Wie hoch der Adel Krains die geistige Arbeit stellte, und wie er hervorragende Männer der Feder und der Wissenschaft auszuzeichnen und zu fördern verstand, dafür zeugt außer der munificenten Unterstützung der Historiker Schönleben und Valvasor die Art, wie er sich gegenüber einem ausgezeichneten Jünger Äskulaps verhielt.

Philosophiae et Medicinae Doctor Johannes Ganser (geb. 1644 zu Steinbrückl bei Rudolfswerth in Unterkrain), der rühmlich bekannte Verfasser des Werkes „De morbis mulierum", wurde nämlich in der Landtagssitzung vom 16. Februar 1685,[1]) wiewohl nicht adeliger Geburt, von den versammelten Ständen Krains ob seiner eminenten Eigenschaften zum ständischen Mitgliede erwählt, nachdem in der darüber geführten Debatte der Fürstbischof von Laibach, Sigismund Christoph Graf von Herberstein, die Erklärung abgegeben, dass „für Dr. Ganser er Herr selbst intercedieren wolle", und mehrere andere Redner es hervorgehoben hatten, „wie Dr. Ganser meritiert und vornehmlich recommandiert sei".

Ende des 17. Jahrhunderts, an welchem ein ganz besonders reges geistiges Leben in Krains Hauptstadt herrschte, bildete sich hier unter dem Protectorate der Landschaft nach Muster der italienischen Akademien unter dem Symbol der Biene eine Gelehrtenakademie „Academia Operosorum" (1693), die 1701 zum erstenmale öffentlich auftrat und da bereits 27 „Akademiker" zählte, darunter eine Reihe Adeliger, Hohenwart, Raab zu Rabenheimb, Kappus von Pichelstein, Freiherr von Gallenfels, Herr von Höffern, Herr von Erberg, Freiherr von Hallerstein, Freiherr von Rasp u. a. Einer aus dieser Gesellschaft, Johann Berthold von Höffern, wurde aber gar bald der Gründer einer weiteren Vereinigung, die, 1702 ins Leben getreten, heute noch blüht und sich eines weithin tönenden Rufes erfreut, der „Academia Philharmonicorum", der heutigen Philharmonischen Gesellschaft in Laibach, die, seit einer Reihe von Jahren unter der kunstsinnigen Leitung des Gesellschaftsdirectors, Regierungsraths Dr. Friedrich Keesbacher, stehend, in der vor wenigen Jahren erst er-

[1]) Landschaftliches Archiv im Museum Rudolfinum, Protokoll Nr. 30, Fol. 517 bis 519.

bauten „Tonhalle" auf dem Congressplatze ihr eigenes Heim besitzt und der seltenen Feier des 200jährigen Bestandes (1902) frohgemuth entgegenwirkt.

Wie bei der Schaffung der das geistige und sociale Leben von Stadt und Land berührenden Academia Operosorum und der aus dieser hervorgegangenen Academia Philharmonicorum hat der krainische Adel bei der Gründung einer anderen, in erster Linie die materielle Volkswohlfahrt ins Auge fassenden Gesellschaft Pathenschaft geleistet, nämlich bei der Constituierung der von der unvergesslichen Kaiserin-Königin Maria Theresia 1767 auch für Krain ins Leben gerufenen Gesellschaft des Ackerbaues und der nützlichen Künste, der heute noch bestehenden und gegenwärtig unter der ausgezeichneten Leitung des Präsidenten, kaiserlichen Rathes J. Murnik, Landesausschussbeisitzers, befindlichen k. k. Landwirtschafts-Gesellschaft für Krain. Bei Gründung der Gesellschaft 1767 unter dem Vorsitze des Landeshauptmannes Heinrich Grafen Auersperg war Josef Freiherr von Brigido zum ersten Präses, Dr. Valentin von Modesti zum ersten Kanzler gewählt worden.

Bei Einführung der Theresianischen Normalschule, welche in Krain Graf Torres leitete, sehen wir in erster Linie einen hochsinnigen heimatlichen Cavalier, den Grafen Edling, auch schriftstellerisch im Interesse der Neuschule thätig,[1]) und als es sich der Kaiserin-Königin (1775) um die Abschaffung der Tortur handelte, da begegnen wir unter den Votanten aus Krain den beiden Cavalieren Georg J. Grafen Hochenwart und Johann G. von Buset, dem Grafen Hochenwart im Freisinn der Vorschläge noch weiter gehend als — Sonnenfels![2])

Die Straßenverbesserung in Krain, wie sie zu Beginn des 18. Jahrhunderts namentlich in der Richtung des Hauptverkehrsweges aus dem Norden nach dem Süden des Reiches, aus der Residenz über den Semmering durch Steiermark zum Hafen von Triest durchgeführt worden, und die vom Director des Bauwesens Grafen Lamberg geleitet war, sie hatte in dem vielseitig gebildeten, erfindungsreichen krainischen Cavalier von Steinberg, dem geistvollen Verfasser der „Gründlichen Nachricht vom Zirknitzer-See", den sorgsamsten und gewissenhaftesten Cultivator gefunden.

❦

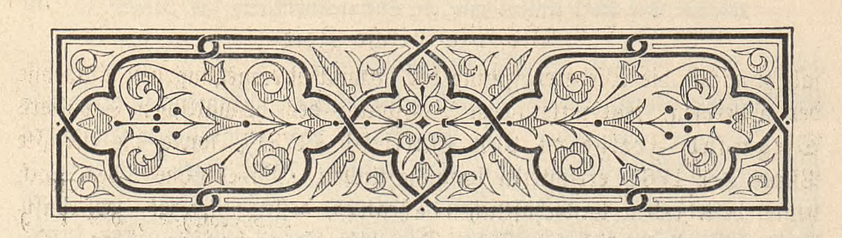
---

[1]) Vgl. die Details in des Freiherrn von Helfert bekanntem ausgezeichneten Werke „Die österreichische Volksschule".

[2]) Dimitz, Geschichte Krains, IV, S. 175.

Die josefinische Zeit sah zunächst die Wiedereröffnung der inzwischen eingegangenen Akademie der Operosen, jetzt unter dem Präsidium des heimatlichen Cavaliers Siegmund Freiherrn von Gussitsch (1781), sowie die eifrigste Pflege der 1764 errichteten landschaftlichen „Nobelbühne", des noch heute bestehenden landschaftlichen Theaters, dessen Referat der kunstsinnige Landesausschussbeisitzer Dr. Adolf Schaffer führt. Die landschaftliche Nobelbühne pflegte am Schlusse des vorigen Jahrhunderts in erster Linie die Oper und das Singspiel, an ihr wirkte Schikaneder als Theaterdirector und beherrschte Metastasio längere Zeit das Repertoire. Interessant und charakteristisch zugleich und heute noch nach hundert Jahren giltig ist, was die amtliche „Laibacher Zeitung" vom Jahre 1785 über die Verhältnisse der deutschen Schaubühne in Laibach schreibt. „Immer hat sich," sagt das genannte Blatt, „auf der hiesigen Bühne eine gute deutsche Gesellschaft von Schauspielern mit Vortheil erhalten, und man kann mit Grund sagen, dass der Geschmack fürs Theater bei einem großen Theil des hiesigen Publicums nahe an Leidenschaft grenzt. Noch niemals ist ein Directeur, der dem Publicum genug that und sonst Ordnung hielt, unzufrieden von hier abgegangen." (Schluss folgt.)





Technische Fortschritte in Österreich und Ungarn.

Der Neubau der k. k. Hochschule für Bodencultur.

Mit einer Illustration.[1])

Auf dem historischen Boden der Türkenschanze in Wien erstand im Laufe der Jahre 1895 und 1896 ein umfangreicher monumentaler Bau, das neue Heim der Hochschule für Bodencultur.

Als der einzigen Stätte in Österreich, von welcher aus die Wissenschaften der Bodencultur in ihrem ganzen Umfange hochschulmäßig gelehrt werden, standen dieser Hochschule bis nun nur sehr bescheidene Räumlichkeiten zur Verfügung, mit welchen, was sowohl ihre Ausdehnung als auch ihre innere Einrichtung betrifft, fernerhin das Auslangen nicht mehr hätte gefunden werden können. Als in der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 4. Mai 1869 die Errichtung einer zunächst nur landwirtschaftlichen Hochschule zum Beschlusse erhoben worden war, wurde zur Unterbringung derselben das ehemals Graf Schönborn'sche Palais in der Laudongasse (VIII. Bezirk) von der Stadt Wien in Miete genommen und nach Vornahme der nothwendigsten Adaptierungen und Erweiterungen an diesem Gebäude die neue Lehranstalt im Herbste 1872 eröffnet.

Im Jahre 1875 wurde die seit 1813 in Mariabrunn bei Hütteldorf bestehende Forstakademie aufgelassen und als zweite Section der Hochschule angereiht. Diese Erweiterung erforderte auch neue Räume, und wurde zu diesem Zwecke das (nun schon demolierte) Haus Nr. 17

---

[1]) Das Cliché ward uns in entgegenkommendster Weise von der Schriftleitung der „Land- und forstwirtschaftlichen Unterrichts-Zeitung", redigiert im Auftrage des k. k. Ackerbauministeriums von Friedrich Ritter von Zimmerauer, k. k. Ministerialsecretär, zur Benützung überlassen, wofür sie an dieser Stelle unseren wärmsten Dank in Empfang nehmen wolle. Die Red.

in der Skodagasse gewählt, welches von ersterem Gebäude nur in geringer Entfernung gelegen war.

Abgesehen von dem einer Hochschule unwürdigen baulichen Zustande dieser Gebäude und von den Unzukömmlichkeiten der räumlichen Trennung, erwiesen sich dieselben auch bald als vielzu klein, insbesondere als die Frequenz der Hochschule durch mehrere Jahre eine Höhe von 500 bis 600 Hörern erreichte.

So erscholl denn schon seit Jahren anläſslich der Inauguration des jeweiligen Rectors die Klage über die unhaltbaren Zustände, und daran anknüpfend wurde der Wunsch nach Erwerbung eines eigenen Heims für die Hochschule den anwesenden Vertretern der hohen Behörden gegenüber immer und immer wieder zum Ausdrucke gebracht.

Erst als im Jahre 1892 ein Credit von 8 Millionen Gulden für Hochschulbauten vom Abgeordnetenhause bewilligt worden war, gelang es, nach Überwindung mancher Schwierigkeiten die Bewilligung eines entsprechenden Betrages aus obigem Credite zur Herstellung eines eigenen Baues für die Hochschule für Bodencultur zu erlangen, und zwar war hierfür eine Summe von 630.000 fl. in Aussicht genommen.

Die Lösung der Platzfrage bot nicht geringe Schwierigkeiten, da die Erwerbung einer nur halbwegs ausreichenden Grundfläche näher dem Centrum der Stadt bei den hohen Grundpreisen daselbst mindestens die Hälfte der bewilligten Bausumme in Anspruch genommen hätte.

So wurde denn endlich eine dem k. und k. Militärärar gehörige Fläche auf der sogenannten Türkenschanze im XIX. Bezirke der Stadtgemeinde Wien, und zwar anstoßend an den Türkenschanzpark, im Ausmaße von 19.346 m^2 (einschließlich des an die Stadt Wien abzutretenden Straßengrundes von 5042 m^2) für den Hochschulbau angekauft, für welche Örtlichkeit einerseits der verhältnismäßig geringe Grundpreis und die schöne und freie Lage, andererseits die Möglichkeit einer weiteren Ausdehnung des Baues und der Anlage von Versuchsflächen, eines botanischen Gartens und von Versuchsstallungen das entscheidende Wort sprachen.

Der ursprünglich mit Rücksicht auf möglichste Ersparung an Grundfläche als geschlossenes Viereck mit einem Mitteltracte entworfene Bauplan wurde nun nach dem Projecte des Oberingenieurs Koch vom Hochbaudepartement des k. k. Ministeriums des Innern der gegebenen freieren Lage entsprechend in eine mehr offene, eine Hauptfronte und zwei Seitenflügel umfassende Bauanlage abgeändert, bei welcher das vom Hauptgebäude getrennte, aber durch Corridore mit demselben in Verbindung gesetzte chemische Institut die vierte, gegen Westen gerichtete Seite des ganzen Baucomplexes bildet. Die gegen Osten schauende Hauptfronte besitzt eine Länge von 84 m und ist durch einen Mitteltract und zwei thurmartig überhöhte Eckrisalite wirksam gegliedert.

Die Säulen des die Frontemitte einnehmenden dreigliederigen Portales, zu welchem eine Freitreppe emporführt. tragen auf ihrem Endgesimse künstlerisch ausgearbeitete Statuen, welche einen Landwirt, einen Forstarbeiter, einen Culturtechniker und einen Jäger zur Darstellung bringen und vom Bildhauer Karl Sterrer lebensvoll modelliert wurden.

Die beiden Seitenflügel, welche an das Hauptgebäude gegen Süden und Norden angrenzen, haben eine Länge von je 66 *m* und sind gleichfalls durch Eckrisalite, entsprechend jenen der Hauptfronte, abgeschlossen.

Das Hauptgebäude besteht aus einem Tief- und Hochparterre sowie aus einem ersten und zweiten Stockwerke.

Über dem Mittelrisalite und den vier Ecken sind thurmartige Aufbauten ausgeführt.

Das mit einem eigenen Lichthofe zur Beleuchtung des Stiegenhauses und der Corridore versehene Chemiegebäude ist einstöckig und hat in der Westfronte eine Länge von 35·4 *m* bei einer Gesammtbreite von 32·9 *m*. Der den Bedürfnissen chemischer Institute gemäßen Anordnung der einzelnen Räume in demselben wurde besondere Sorgfalt zugewandt.

Der Verkehr zwischen sämmtlichen Räumen beider Gebäude ist durch an der Hofseite aller Tracte laufende Corridore und die bereits früher erwähnten Verbindungsgänge zwischen dem Haupt- und dem Chemiegebäude vermittelt. An das geräumige Vestibüle, in welches man durch das Hauptportal eintritt, schließt sich eine von Granitsäulen getragene Haupttreppe an, die zu dem im zweiten Stockwerke des Mittelbaues gelegenen Festsaal emporführt.

Nach außen schon durch mächtige Rundbogenfenster gekennzeichnet, ist dieser letztere seinem Zwecke entsprechend mit reicher decorativer Ausstattung versehen. Die Wände zeigen Pilasterarchitektur in Holz, demgemäß auch die Bemalung erfolgte. Die eine Stirnwand schmückt ein großes Bild unseres Kaisers, welches von Seiner Majestät selbst der Hochschule zum Geschenk gemacht wurde. In den Füllungen sollen Gemälde landschaftlichen Sujets angebracht werden. In der Plafondhohlkehle sind die Namen verstorbener Professoren der Hochschule verzeichnet.

Das Hauptgebäude enthält außer dem erwähnten Vestibüle und dem Festsaale die Räume von 20 Lehrkanzeln mit ihren zum Theile ausgedehnten Laboratorien, Sammlungsräumen &c., dann die Räume des Rectorates, zehn Hörsäle, je einen für 50 bis 100 Hörer, sechs Zeichensäle, einen Prüfungs- und einen Sitzungssaal, drei große Säle für das Museum, eine Beamten- und mehrere Dienerwohnungen (im Tiefparterre), endlich eine Bibliothek mit Lesesälen und Bücherdepot, welch letzteres am Ende des südlichen Flügels untergebracht und wie jenes der Wiener Universität aus Eisen construiert ist. Dasselbe reicht durch drei Stockwerke, welche in fünf Geschosse zur Aufnahme der Bücherkasten getheilt sind, und ist auf diese Weise für die Unterbringung von mehr als 60.000 Bänden Raum geschaffen worden.

Im Nebengebäude sind die Lehrkanzeln für allgemeine Chemie und chemische Technologie untergebracht.

Der imponierende Hörsaal des Chemiegebäudes, welcher durch zwei Stockwerke geht, bietet in aufsteigender Anordnung der Sitze für 100 bis 120 Hörer Raum; das große Laboratorium für allgemeine Chemie, ein durch sieben Fenster erleuchteter Saal von 20 *m* Länge und 7·8 *m* Breite, enthält 60, ein anstoßendes kleineres 30 Arbeitsplätze.

Wie unzureichend die Localitäten waren, mit welchen bisher die Hochschule rechnen musste, und welch bedeutender Gewinn in dieser Beziehung durch den Neubau erzielt wurde, kann leicht aus nachfolgender Gegenüberstellung der Flächenmaße der bisherigen und der im Neubaue zur Verfügung stehenden Räume ersehen werden.

	Raumausmaß in m^2	
	bisher	im Neubau
Hörsäle, Zeichensäle und Prüfungssaal	700	1235
Laboratorien	828	1353
Sammlungs- und Musealräume	610	1561
Zimmer der Professoren, Docenten und Assistenten	616	940
Rectorat und Festsaal	111	328
Bibliothek	140	373
Wohnungen für Diener und Secretär	341	636
Nebenräume	76	242
Reserven	—	148
Benützbarer Gesammtraum in m^2	3422	6816

Durch die Reserven ist dafür gesorgt, dass im Falle einer Theilung von Lehrkanzeln oder bei Hinzukommen neuer die nöthigen Räume vorhanden seien.

Die Beheizung beider Gebäude wird durch mehrere Centralheizanlagen mit Niederdruckdampfheizung, die Beleuchtung der meisten Räume durch Auer'sches Gasglühlicht bewerkstelligt.

Die Versorgung der neuen Hochschule mit Trinkwasser erfolgt durch die Hochquellenleitung, während zum Verbrauch in den Laboratorien u. s. w. eine Nutzwasserleitung eingerichtet ist, welche mit einem Windmotor der Firma Friedländer betrieben wird.

Mit dem Baue dieses umfangreichen Gebäudes wurde im Mai 1895 begonnen, und schon anfangs November 1896 konnte der Neubau bezogen und mit den Vorlesungen begonnen werden.

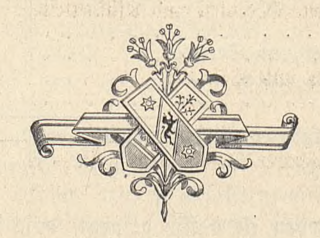
Noch steht der stolze Bau fast einsam auf der freien Höhe der Türkenschanze; in nicht allzu ferner Zeit jedoch wird ihn ein Kranz lieblicher Villen umsäumen, aus denen er wie ein Fürstenschloss emporragen wird.

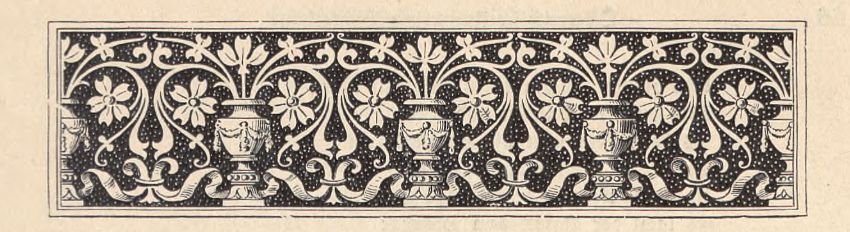
Aber nicht allein um ein imposantes Architekturwerk ist die Stadt Wien durch diesen Neubau reicher geworden; durch ihn wurde endlich der höchsten Lehrstätte für Land- und Forstwirtschaft ein Heim geschaffen, würdig der Bedeutung der Bodencultur in Österreich.

Und diese erfreuliche Thatsache mag die Hoffnung rechtfertigen, dass mit der Inauguration des ersten Rectors der neuen Hochschule am 5. December 1896 nicht nur der Beginn einer neuen glücklichen Ära

für die Hochschule selbst Hand in Hand gieng, sondern dass dieser Moment auch die endgiltige Schaffung einer sicheren, unvergänglichen Grundlage bedeute für eine fortschreitende fruchtbare Lehr- und Forschungsthätigkeit auf dem Gebiete der Land- und Forstwirtschaft zur Hebung und zum Heile der vaterländischen Bodencultur.

Am 11. Mai d. J. zeichnete Seine Majestät der Kaiser die Hochschule durch einen längeren Besuch aus, und der Monarch schied mit dem Ausdrucke großer Befriedigung über das Gesehene. Möge denn unter dem Schutze kaiserlicher Fürsorge, unter der Leitung echt wissenschaftlichen Geistes die Hochschule für Bodencultur in ihrem neuen stattlichen Heim sich kräftig entwickeln, ein Muster sämmtlichen Schwesteranstalten des In- und Auslandes! Z.





Österreichisch-Ungarische Dichterhalle.

Sonnenaufgang.

Wien. Von Franz Herold.

Der Wald ist fromm und still
Und harrt der Sonn' entgegen,
Das Schilf am Seerand will
Nicht Blatt noch Stengel regen.

Die Bäum' und Berge schaun
Dem Flutkrystall zum Grunde,
Ein süßes Ahnungsgraun
Geht durch die Morgenstunde.

Da, horch, ein Wort im Ohr,
Ein Wort aus lieber Kehle —
Die Sonne zieht empor
Ob Wald und See und Seele!



Rollos Belehnung.

(911.)

Wien. Von Ottokar Stauf von der March.

„Sie kommen wieder die Seine herauf,
Die Wölfe von Norwegs Borden,
Und treiben herland die Herden zu Hauf'
Und knechten und sengen und morden!"
An hundert Jahre der Jammer schon währt,
Die himmelan schreiende Schande,
In einsame Wüsten sind rings verkehrt
Die ehedem blühenden Lande.

Und Zwist und Hader in Nah und Fern
Wie zwischen Hunden und Katzen,
Es hauen einander die Bannerherr'n
Vom Arm die gierigen Tatzen.
Und machtlos ist des Königs Hand,
Es lacht der Vasall dem Dräuen:
„Und will er gebieten wem im Land,
So mag er gebieten den Säuen!"
Von Rouens Zinnen herüber droh'n
Siegjauchzend Tod und Verderben,
Zweihundert Städte als Fackeln loh'n
Den Karolingern zum Sterben.
Und der zitternde König zur Zwiesprach befahl
Zu entbieten die wilden Normannen,
Und sie traten schwer mächtens herein in den Saal
Wie ragende Felsentannen;
Mit verwildertem Haar, wie Feuer so grell,
Und Bärten bis an die Lenden,
Um den Leib ein zottiges Bärenfell
Und die blinkende Axt in den Händen.
Und der König zu Rollo sprach: „Eu'r Thun
Hat uns bereitet viel Wehe,
Doch lasst Ihr von jetzo die Waffen ruhn,
So geb' ich mein Kind Euch zur Ehe!
Zum Mahlschatz gönn' ich fünf Scheffel voll
Goldgulden der fürstlichen Fraue,
Und als mein Herzog beherrschen soll
Der Eidam Neustriens Gaue!
Dieweilen aber nur herrschen kann
Ein Christ über christliche Erden,
So müsst Ihr mit Eurem gesammten Bann
Zuvörderst getaufet werden!"
Der Jarl freundlich zur Antwort gab:
„Vom Väterglauben zu scheiden,
Der mir gewesen ein trefflicher Stab,
Es bringt mir bitteres Leiden.
Drum gebt Ihr wohl billig, zu lindern den Schmerz,
Mir noch die Bretagne zum Eigen!"
Herrn Karl pochte in Unmuth das Herz,
Doch hieß ihn die Klugheit schweigen.
Nun sollt', wie es heischte die Sitte der Zeit,
Herr Rollo zu Königs Füßen
Hinknien und voll Unterwürfigkeit
Des Lehnsherrn Pantoffel küssen.
Da reckte sich auf der riesige Jarl,
Im Auge drohenden Schimmer:

„Ne se bi Goth! Kleinherziger Karl,
Ich kniee mit nichten und nimmer,
So wahr mich Held Regwald gezeugt!“ und er schlug
An die Brust mit der nervigen Rechten,
Und es klang, als schlüg' auf der Rüstung Bug
Der Hammer bei grimmigem Fechten.
„Normannen vor Göttern nur niederknie'n,
Vor Ziu und seinesgleichen,
Doch niemals vor Menschen im Hermelin,
Die da zittern in Angst und erbleichen!
Normannen küssen der Weiber Mund,
Doch niemals der Männer Füße,
Und böte man ihnen des Erdballs Rund
Als Lohn für die knechtischen Grüße!
Uns frohnt auch sonder Belehnung die Welt
Von Friesland bis Aquitanien,
Und Kaiser ist jeglicher Wikingheld
Von Cyperns Gestad' bis Hispanien!
Uns beut der Lehen genug das Schwert,
Doch werden wir drum nicht Vasallen,
Was wollt Ihr also? Wer hat begehrt,
Für ein Lehn Euch zu Füßen zu fallen?
Weil aber der Friede ist Euer Ziel,
So lass' ich mich gerne erbeten
Und willige in das Komödienspiel,
Nur muss mich ein Blutsfreund vertreten!“
Doch keiner der Hünen entschlossen war,
Zu treten an Rollos Stelle,
Bis endlich gemach aus der trotzigen Schar
Vortrat ein grauer Geselle:
„Mein Sturmhelm ließ an der Dyle mich im Stich,
Von Kaiser Arnulf zerspalten,
Da hat der Jarl stark über mich
Den Langschild schützend gehalten.
Ich will's ihm vergelten nach redlichem Brauch —
Wohlan, beginnt mit den Possen!
Ich küsse den prunkenden Fuß, ob auch
Mein spotten die Waffengenossen!“
Steifnackig stapfte der Graubart daher
Und fasste mit giftigem Hohne
In die Linke den silbernen Bannerspeer
Den Karl ihm reichte vom Throne,
Und zog des Königs Fuß an den Mund —
Ha, ohne sich niederzubücken,
Dass schallend schlug auf des Saales Grund
Herr Karl langhin mit dem Rücken!

Und über ihn stürzte mit dumpfem Gekrach
Der Stuhl, dass der Estrich erdröhnte,
Und der Wappenschild schütterte hinten nach,
Der den purpurnen Baldachin krönte.
Und es stand und starrte der Franken Hauf',
Als wären versteinert sie worden,
Und höhnisch lachten und brüllten hochauf
Die Wölfe von Norwegs Borden.



Unser Stern.

Wien. Von A. Volker.

Und als ich heim gieng, stand ein Stern am Himmel
Und schien so wunderhell und rein,
Als sollt' er mir, von Gott gesendet,
Ein Zeichen froher Zukunft sein.

Du, liebes Kind, nanntest den Stern den „unsern":
Wie hast Du dieses Wort gemeint?
Gibt es ein Ziel, das unsre Herzen
Zu gleichem stillen Streben eint?

Du sagst es nicht — ich mag nicht weiter fragen,
Wüsst' ich die Antwort noch so gern;
Ich schau' zum Himmel auf und freue
Mich Deines Glanzes, lieber Stern!



Im Grundbuche.

Aus dem Slovenischen des Janko Kersnik übersetzt von A. Funtek.

Laibach.

„Ach, Ihr Juristen, was seid Ihr doch für trockene, gefühllose Menschen! Doch wie sage ich gefühllos? Hart und engherzig seid Ihr, kleinlich und ohne Poesie! Im Staube Euerer Acten erstickt Ihr jeglichen Sinn für dieselbe!"

Während dieser Worte las Doctor Sever, der Arzt, die kleinen Dominosteine von der Tischplatte auf und baute daraus einen gar kunstvollen Bogen.

Sein Tischgenosse und bisheriger Mitspieler, Advocat Doctor Pavlin, zündete sich neuerdings seine lange Pfeife an, und ein etwas boshaftes Lächeln glitt um seine Lippen.

Beide waren junge Männer und lebten in einem kleinen Marktflecken von ihrer Praxis. Sie trafen sich beinahe jeden Abend in der Schenke beim Dominospiele, zumeist als die einzigen Gäste, falls sich nicht einer der verheirateten Beamten ihnen zugesellte. Beide waren Junggesellen, doch hatte die neugierige Welt schon längst ausgeheckt, dass sie in nicht gar langer Zeit ihren Stand aufzugeben beabsichtigten.

„Freund, aus Dir spricht der gemeine unerfahrene Philister oder der einstige feurige Gymnasiast! Ersterer sieht nur unsere executiven Feilbietungen und unsere Expensare — diese sind übrigens nicht gar zu trocken — und der Gymnasiast neigt zur Ansicht, der Paragraph bedeute für den Pegasus entschieden den Pferdetod selbst. Mein Lieber, glaube mir, auch in den Pandekten steckt Poesie, falls Du danach forschen magst! Du findest sie ja doch auch im zahnlosen gebrochenen Kamme oder im schmutzigen Lappen, der draußen hinter dem Hause auf dem Kehricht liegt."

Bei diesen Worten sah der Advocat über die Brille hinweg auf seinen Freund und blies einige dichte Rauchwolken vor sich.

„Haha, Du belustigst mich!" spottete der Arzt und schob den Steinhaufen, in welchen soeben sein kunstvoller Bau zusammengebrochen war, beiseite. „Apollo in Euerem Wechselgesetze —"

„Genau so wie in Deiner Nux vomica oder in Deiner Spritze — ich meine natürlich in Deiner Ohrenspritze!"

Beide lachten.

„Denke beileibe nicht, ich scherze ins Blaue hinein!" begann Doctor Pavlin von neuem. „Ich will Dir vielmehr beweisen, dass man gerade bei uns, in unseren verstaubten, trockenen Acten oder in einem einzigen Auszuge einen ganzen Roman, eine Tragödie — jawohl, eine Tragödie — aufzufinden vermag. Der trockene Lapidarstil unserer Amtsschriften verleiht derselben kein Colorit, weder Tendenz noch Umständlichkeit, und vielleicht erschüttert er gerade aus diesem Grunde so mächtig den Leser, der sie zufällig aufspürt."

„Du machst mich neugierig."

Der Arzt zündete sich lächelnd eine Cigarre an.

Jener aber begann, wie folgt.

„Du kennst wohl das Wesen des Grundbuches? Es ist dies ein unfehlbares Register der Sünden jedermanns, der irgendetwas Immobiles — ein Stück Erde — sein Eigen nennt, ein Verzeichnis, wo regelmäßig Schulden und durchgehends Schulden eingetragen und so selten gelöscht werden. Den Extract eines solchen Grundbuches hielt ich heute in den Händen; darin fand ich in drei kurzen Sätzen einen vollständigen Roman aufgezeichnet — doch halt, davon später!"

Der Advocat ergriff sein Glas und leerte es zur Hälfte.

„Du kennst doch auch die Besitzung Znojilo?" fuhr er fort. „Dort oben, über der Marktmühle, steht die verfallene, von einigem Ackerlande umgebene Hütte. Vor dreißig Jahren war dieser Besitz noch intact, es lasteten noch keine Hypotheken darauf, und der alte Znojilec soll auch keinerlei anderwärtige Verbindlichkeiten gehabt haben. Vielmehr lagen,

wohl verwahrt, so etliche Silberstücke in seinem Schranke; auch hatte er bei seinen Nachbarn hier und da eine Forderung ausständig.

Znojilec hatte zwei Söhne, Tomaž und Matevž, und da ihm sein frühzeitig gestorbenes Weib keine Tochter geboren, nahm er ein Findelmädchen aus Triest zu sich. Die Waise war bereits im Triester Findelhause auf den ungewöhnlichen Namen Adelaide getauft worden, und da sie keinen Familiennamen mit zur Welt gebracht, erhielt sie denselben auch im Findelhause; man nannte sie Adelaide Adel. Auf Znojilo aber hatten die Leute zu ungefügige Zungen, um diesen Namen richtig aussprechen zu können, und daher wurde die Waise einfach Lajda genannt.

Diese Lajda wuchs nun gemeinschaftlich mit den beiden Söhnen Tomaž und Matevž gerade so auf, wie überhaupt Bauernkinder aufwachsen. Du kennst dies so genau wie ich, denn wir beide sind ja in derselben Weise aufgewachsen.

Znojilec starb. Ein Eichstamm begrub ihn unter sich, als er ihn unvorsichtig fällte, und drei Tage später gab der Verunglückte seinen Geist auf. Vor dem Tode aber setzte er ein Testament auf, worin er Tomaž seinen Besitz, Matevž ein Erbtheil von dreihundert Gulden und Lajda eine Mitgift von fünfzig Gulden, also zwei für jene Zeit beträchtliche Summen vermachte.

Die Kinder waren noch jung; Tomaž hatte zwar sein zwanzigstes Lebensjahr bereits zurückgelegt, aber Matevž war siebzehn und die Ziehtochter Lajda zwölf Jahre alt. Den Ältesten ließ der Vormund großjährig erklären und verheiratete ihn; Matevž und Lajda suchten sich einen Dienst auf. Das Gericht intabulierte ihre Erbtheile auf Tomaž' Besitzthum, natürlich als erste Satzpost, da dasselbe bisher noch mit keiner Hypothek belastet war.

Dies also bildete die erste Tabulareintragung auf Znojilo, den ersten Act oder das erste Capitel des Romanes, der Tragödie, die ich Dir erzählen will.

Tomaž waltete zuhause schlecht und recht, wie es eben die Ernte mit sich brachte, und wie ihm die Silbergulden zuflossen, die er nach seinem Vater einzufordern hatte. Auch die Mitgift, die er zugeheiratet, reichte für einige Zeit hin. Aber das Geld schwand zusehends, und nach einigen Jahren musste Tomaž ein Darlehen aufnehmen, einen zwar geringfügigen Betrag, allein mit den Schulden ergeht es, nach den Worten unseres Schenkwirtes, wie mit dem Himmel.

So verstrichen sechs Jahre. Und damals fügte es das Schicksal, dass Znojilec' Matevž dienstlos ward und zu seinem Bruder Tomaž zurückkam. Er verdingte sich bei ihm als Knecht und verblieb im Hause. Er war dreiundzwanzig Jahre alt.

Kaum eine Wegestunde von hier, oben in Višcvek — Du kennst ja den Ort — bei Brnot, diente damals Znojilec' Lajda. Sie hatte ihr achtzehntes Jahr zurückgelegt, und Du begreifst, dass achtzehn Jahre eine prächtige Zahl ausmachen. Besitzest Du noch einige Phantasie, so stelle Dir das Mädchen recht lebhaft vor!"

„Freund, ereifere Dich nicht," höhnte der Arzt, „sondern erzähle lieber weiter!"

„O, ich will mich kurz fassen! — Hier im Orte gab es Markttag, und nachmittags kam wie die übrigen Burschen auch unser Matevž von Znojilo herab. Er stopfte sich seine Pfeife und spähte nach einem Händler, bei dem er ein Stück Tuch billig einkaufen könnte.

Ach, sieh da, Matevž! rief plötzlich ein bildhübsches Mädchen und blieb vor dem Burschen stehen. Woher kommst denn Du hierher?

Sie hielt in der einen Hand zwei große Töpfe, in der anderen einige Stücke Leder und ein Paar ungegerbte Schuhsohlen. Sie drückte dieselben unter die andere Achsel und bot Matevž ihre braune schwielige Rechte.

Ei, Lajda, hab' Dich ja kaum erkannt! versetzte der Bursche und drückte ihr die Hand, ohne sie loszulassen. Wir haben uns seit vier Jahren nicht gesehen.

Es mögen wahrhaftig schon vier Jahre sein, lachte sie, und Matevž konnte sein Auge nicht von ihren weißen Zähnen, ihren kleinen Lippen und von ihrem erglühten Gesichte abwenden.

Sie sagten einander, wo sie im Dienste standen, wie es bei Znojilec und Brnot hergehe, was Lajda heute eingekauft, und was Matevž zu kaufen beabsichtige.

Und ein Glas Wein zahlst Du wohl auch, bevor wir scheiden? sprach das Mädchen.

Warum nicht, wenn Du trinken magst?

Matevž zahlte richtig eine Maß Wein, trank sie aber fast allein aus. Dann begleitete er das Mädchen ein Stück Weges.

Komme doch einmal zu uns! sprach er beim Abschiede.

Vielleicht zu Ostern, wenn ich meine Ostereier abhole.

Nun ja, komme nur!

Und sie trennten sich nach rechts und links.

Aber Matevž mochte weder auf die Ostereier noch auf Ostern warten.

Am Montage war Markttag gewesen, und schon am Sonnabende gegen Mitternacht klopfte es oben bei Brnot ans Fensterlein der Kammer, worin die Magd schlief.

Sie erkannte den Klopfenden nicht sofort, aber sie hörte ihn augenblicklich. Drei-, viermal erklirrte das kleine erblindete Fensterglas, doch das Mädchen horchte nur athemlos auf die Stimme des Besuchers. Und nun flüsterte jener draußen einige Worte, und schon war sie außer Bette und am Fenster.

Wenn Dich jemand sähe? Ach, gehe, Matevž, verlasse mich! flüsterte Lajda.

Er aber gieng nicht. Erst gegen Morgen, als sich unten im dichten Buchenwalde das Haselhuhn meldete, nahm er Abschied. Und nun kam er jede Woche gegen Mitternacht und blieb bis zum kühlen Morgenlüftchen. Es gieng schon dem Frühjahre zu.

Am Ostersonntage holte wirklich Lajda auf Znojilo ihre Ostereier ab; Matevž befand sich auch daheim. Aber das Mädchen schien

nicht gar fröhlich, und auch ihre Wangen, die einstens so roth wie die in ihr Tuch gegebenen Eier gewesen, erstrahlten nicht mehr in dieser Farbe.

Bist Du krank? fragte sie die Bäuerin.

Ach nein, wir haben viel gebacken! antwortete das Mädchen, ohne sie anzusehen.

Gegen Abend gab ihr Matevž das Geleit über den Berg. Schweigend schritten die beiden nebeneinander, denn auch den Burschen drückte ein gewisses Etwas.

Er kaute an seinem Pfeifenrohre, aber in der Pfeife selbst befand sich kein Tabak.

Unter der Steigung wollte er umkehren.

Da blieb Lajda stehen, bedeckte ihr Gesicht mit den Händen und weinte bitterlich auf, dass ihr die Thränen zwischen den braunen Fingern hindurch tropften.

Was hast Du? sagte Matevž, ohne sie anzublicken, und stieß mit seinem Fuße in den am Wege wachsenden Wacholderstrauch.

Du weißt es ja! antwortete sie schluchzend.

Matevž that einen Fluch, stieß jedoch unverwandt in den Strauch.

Ich gehe fort — nach Croatien — wohin immer!

Aber ich — Jesus Maria!

Ihr Weinen regte den Burschen auf, und er fühlte Mitleid mit dem Mädchen. Ei, jammere nur nicht, vielleicht ist es nicht so schlimm! sagte er, um auch sein Gewissen und seine eigene Sorge zu beschwichtigen.

Lajda trocknete sich die Thränen vom Gesichte und wandte sich abwärts.

Sie schieden ohne Gruß, ohne Blick und ohne Händedruck.

Matevž that im Rückwege einige halblaute böse Flüche, auf dem Gipfel des Berges aber jauchzte er auf, dass es von den nahen Hügeln wiederhallte.

Über ein Jahr darauf war er nicht mehr daheim; man erzählte, er wäre als Holzhauer in die croatischen Eichenwälder gegangen. Vor seiner Abreise aber hatte er mit Znojilec' Lajda und mit dem Vormunde, der ihrem neugeborenen Kinde, einem Knaben, bestellt worden, ein gerichtliches Übereinkommen getroffen, laut dessen er dem Kinde sein auf dem Besitze des Bruders haftendes Erbtheil abtrat und dadurch jeglicher weiteren Verbindlichkeiten enthoben erschien. Der Vormund ließ dieses Recht ins Grundbuch eintragen — und hier hast Du die zweite Satzpost auf Znojilo, oder wenn es Dir so gefällt, das zweite Capitel unseres im Grundbuchsauszuge niedergeschriebenen Romanes. Und das dritte blieb auch nicht aus."

Doctor Sever hatte seine Cigarre vergessen und lauschte nur.

„Von Matevž verlautete bis auf den heutigen Tag kein Wort; er gieng in die Welt hinaus, Gott mag es wissen, wohin — die alte Geschichte! Man erzählte, es wäre ihm ergangen wie seinem Vater: ein Baumstamm hätte ihn unten in Slavonien zerschmettert. Allein darum kümmerte sich niemand, er besaß ja kein Vermögen!

Auch Lajda starb vor Jahren; die Schwindsucht hatte sie dahingerafft, und Gott allein mag es wissen, welchen Eltern die arme Ziehtochter ihr Leben — solch ein Leben — und ihre Schwindsucht zu verdanken hatte!

Ihr Erbtheil war von der Krankheit aufgezehrt worden.

Es verblieb demnach nur noch der kleine Lukec, Lajdas und Matevž' Sohn. Er war auf diesen Namen getauft worden, weil er gerade am St. Lukastage zur Welt kam.

Tomaž nahm ihn zu sich auf Znojilo; der Knabe hatte ja darauf sein Geld stehen, und er, Tomaž, brauchte keine Interessen zu zahlen, wenn er ihn daselbst versorgte. Dies that er auch wie mit seinen eigenen Kindern. Alle mitsammen hockten im Winter hinter dem Ofen, trieben im Sommer das Vieh auf die Weide, besuchten die Schule, und später, als sie theilweise erwachsen waren, verübten sie gemeinschaftlich ihre Burschenstreiche.

Mit Znojilec' Vermögen aber gieng es bergab, den Krebsgang. Der Mann trank nicht, konnte sich aber auch nicht aufhelfen. Seine Wälder musste er umhauen; manchmal verkaufte er seine ganze noch auf dem Felde stehende Ernte; die Interessen, die er nicht zu zahlen vermochte, setzte er ins Capital um, und auf diese Weise erhielt er sich mit knapper Mühe noch insoweit auf der Oberfläche, dass er schwamm, bis ihn irgendein Gläubiger vollends auf den Grund stieß.

Vor zwei Jahren aber — Du warst damals noch nicht in dieser langweiligen Gegend ansässig — gab es auf Visevek zwischen den Burschen eine Schlägerei, gerade bei Vrnot. Dort lebt jetzt eine andere Generation, und auch eine andere Generation fensterlte und balgte sich dortselbst. Znojilec' Lukec wurde erschlagen genau da, wo dereinst sein Vater geschwärmt. Schicksalstücke!

Lukec war todt; zu einem Testamente war ihm keine Zeit übriggeblieben. Aber sein Vermögen war da, jener Betrag von dreihundert Gulden C.-M., den einst sein Vater als Erbtheil intabuliert hatte.

Allein Lukec war ein uneheliches Kind, und ein solches besitzt außer seiner Mutter keine anderweitigen Erben; in diesem Falle war dieselbe schon lange todt. Daher fällt nach unseren Gesetzen das Vermögen dem Ärar, der Staatscasse oder, nach den Worten unseres Bauers, dem Kaiser zu.

Und thatsächlich machte das Ärar seine Rechte auf die Erbschaft geltend. Nach geschlossener Verhandlung intabulierte es seinen Anspruch auf Lukec' Forderung, das verfallene Erbtheil — ‚Caducität' nennen wir Juristen solch ein Ding — auf Znojilo und klagte sodann sein Geld ein.

Und diese Intabulation ist der dritte, letzte Theil meines Romanes, oder wenn Du willst, meiner Tragödie.

Ein Epilog folgt noch, und derselbe ist sehr kurz: heute wurde Znojilo auf executiver Feilbietung dieses ärarischen Erbtheiles wegen versteigert. Ich war zugegen, nahm von dem Grundbuchsextract Einsicht und las darin in drei kurzen Posten das, was ich Dir soeben erzählt

habe. — Und Du willst behaupten, es gebe bei uns, in unserem Handwerke keine Poesie?"

Die Freunde schwiegen einige Zeit. Des Advocaten lebhafte Erzählung hatte den Arzt bewegt.

Doctor Pavlin aber stopfte sich eine frische Pfeife.

„Es wird spät, lass uns gehen!" sprach der Arzt.

Langsam verließen die beiden die Schenke, und das schlaftrunkene Mädchen schloss die Hausthüre hinter ihnen zu.

Es war eine dunkle, mondlose Nacht, aber der Himmel erglänzte von unzähligen Sternen.

„Wer erstand denn jenes Znojilo?" fragte der Arzt gähnend.

„Ich," lautete die kühle Antwort des Advocaten, „es waren keine Käufer zugegen, und es wurde um ein geringes Angebot verkauft."

„Ach Poesie, Poesie!" rief der Arzt, und sie trennten sich.



Für die Redaction verantwortlich: Franz Grünanger.
K. u. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.